

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

130. Jg. 29./30. Juli 2023 / Nr. 30

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,95 Euro, 2063

Johannes Paul II. stärkte den Sonntag

Mit dem Schreiben „Dies Domini“ (Tag des Herrn) machte sich Johannes Paul II. 1998 für den Sonntag stark. In Deutschland formierte sich die „Allianz für den Sonntag“.

Seite 2/3



Die Bühne als Berufung

Schauspieler Michael Lerchenberg spricht im Interview über seine Berufung, die nicht ohne die Liebe gelebt werden könne. Beim Glauben unterscheidet er privat und öffentlich.

Seite 17



Mit Wasserquellen und wunderbaren Düften

Beim Garten der Bibel denkt man an das Paradies. Die Vorstellungen von Ruhe und Erholung haben viel mit vertrauten Bildern aus der Heiligen Schrift zu tun.

Seite 31



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

An Anläufen, den Sonntag und die Ausrichtung des Menschen an einem höheren Ziel zu zerstören, hat es nicht gefehlt. Wie viele Revolutionen, die statt in Freiheit mit Diktatur endeten, versuchte sich Sowjetführer Josef Stalin (1878 bis 1953) in dieser Richtung: Sein „Revolutionskalender“ mit einem gleitenden freien Tag scheiterte 1929 ebenso wie die Einführung der Sechstageswoche. Als Papst Johannes Paul II. vor 25 Jahren das Schreiben „Dies Domini“ verfasste (Seite 2/3), hatte er die Erfahrung mit der antireligiösen kommunistischen Ideologie ebenso vor Augen wie die raubtier-kapitalistischen Bestrebungen, den Sonntag auf der Schlachtbank des grenzenlosen Gewinns zu opfern. Beiden Anstrengungen setzte er das seit Jahrhunderten bestimmende Bild des Sonntags entgegen. Wie sehr es die Gesellschaft und den Einzelnen prägt, erfuhren viele Menschen in der Corona-Zeit, als der übliche Ablauf gesprengt wurde. Selbst wer wollte, konnte den Gottesdienst nicht oder nur eingeschränkt besuchen. Schön, dass sich seither vielerorts wieder der „Normalzustand“ eingestellt hat – wenn auch auf einem niedrigeren Niveau als noch zu Zeiten von Johannes Paul II.

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur



Zu Hause ist's am Schönsten!

Urlaub macht Papst Franziskus – der italienischen Sommerhitze zum Trotz – nach wie vor am liebsten daheim im Vatikan. Vielleicht verbringt er etwas freie Zeit in den Vatikanischen Gärten. Womöglich gärtnergert er dort sogar ein wenig? Beim Pflanzen einer Steineiche packte er vor ein paar Jahren selbst mit an (*im Bild*). Seine Vorgänger zog es in den Ferien meist aus Rom hinaus.

Seite 7



SONNTAGSSCHUTZ IN STAAT UND KIRCHE

Realität oft eine andere

Vor 25 Jahren: Papst rückt ein christliches Kernthema neu ins Bewusstsein



◀ Papst Johannes Paul II. an Ostern 1998 auf dem Petersplatz. Wenige Wochen später vollendete er das Schreiben „Dies Domini“, das am 30. Juli 1998 offiziell erschien.

Fotos: KNA

ROM/BERLIN (KNA/red) – Vor 25 Jahren erinnerte Papst Johannes Paul II. mit „Dies Domini“ an den Sinn der Sonntagsruhe. Auf dem Papier ist diese in Deutschland verfassungsrechtlich geschützt – die Realität ist eine andere. Das Papstschreiben erschien am 30. Juli 1998; der Pontifex hatte es am 31. Mai mit dem Vermerk auf das „zwanzigste Jahr meines Pontifikates“ unterzeichnet.

Das christliche Gebot des Sonntags als Gelegenheit der Anbetung und des Abschaltens ist tief in der europäischen Gesellschaft verankert – in Deutschland so sehr, dass es Verfassungsrang erlangt hat. Und doch scheint es im Alltag mitunter fast vergessen. In seinem Schreiben „Dies Domini“ widmete Papst Johannes Paul II. dem Sonntag vor einem Vierteljahrhundert über 100 Seiten: Der Tag des Herrn sei der Tag der Freude, der Ruhe und der Solidarität. Als Prototyp aller Feiertage erkläre er Sinn und Wert der Zeit.

„Seelische Erhebung“

Auch das Grundgesetz gibt dem Sonntag ausdrücklich den Zweck der „Arbeitsruhe und seelischen Er-

hebung“. Klingt christlich, ist auch christlich – soll es aber nach heutiger gesetzgeberischer Auslegung nicht mehr sein: „Mit der Formulierung von Artikel 139 GG sollte eine säkularisierte Formel des christlichen Sonntags etabliert werden“, erklärt Rechtsanwalt Daniel Barrera Gonzalez.

Im Grundgesetz werden im Wortlaut die Artikel 139 und 141 der Weimarer Verfassung zitiert. Sie lauten: „Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt“ (139). Artikel 141 hält fest: „Soweit das Bedürfnis nach Gottesdienst und Seelsorge im Heer, in Krankenhäusern, Strafanstalten oder sonstigen öffentlichen Anstalten besteht, sind die Religionsgesellschaften zur Vornahme religiöser Handlungen zuzulassen, wobei jeder Zwang fernzuhalten ist.“

Gonzalez erklärt, an dem Schutzauftrag für Sonn- und Feiertage habe sich de facto nichts geändert. Grundsätzlich gilt an Sonntagen in Deutschland ein Beschäftigungsverbot, betont der 39-Jährige, der Partner einer Berliner Kanzlei ist, die sich auf Arbeitsrecht spezialisiert hat. Allerdings gebe es inzwischen

so viele Ausnahmen, dass die Regel zumindest infrage gestellt sei.

Schon 1994 sei das Arbeitsrecht diesbezüglich weitestgehend liberalisiert worden. Ist sie vertraglich vereinbart, steht der Sonntagsarbeit fast nichts mehr im Weg: Theoretisch existiert ein Leistungsverweigerungsrecht des Arbeitnehmers – praktisch müssen dafür aber eklatante Gewissenskonflikte nachge-

wiesen werden. Ihm sei kein solcher Fall bekannt, sagt der Anwalt.

Mustafa würde dagegen gerne sonntags arbeiten – darf es aber nicht. Sein Spätkauf, im Berliner Jargon „Späti“ abgekürzt, liegt in Berlin-Kreuzberg. „Ich möchte selbst bestimmen, wann ich meinen Späti öffne und schließe“, sagt der Ladeninhaber. Er habe keine Angestellten und schmeiße den La-



▲ Die „Allianz für den Sonntag“ will die Interessen der Arbeitnehmer schützen. Wirtschaft und Gesellschaft zielen teils in eine andere Richtung.

den ganz allein. „Ich verstehe nicht, warum mir ein Staat, in dem Meinungsfreiheit herrscht, vorschreibt, wann ich arbeiten darf.“

Es gibt nicht wenige Einzelhändler wie Mustafa, für die der Sonntag ein sehr reizvoller Umsatztag wäre: „Gerade wir Spätis könnten am Sonntag ein gutes Geschäft machen.“ Berlin hat wie alle anderen Bundesländer – ausgenommen Bayern – nach der Föderalismusreform ein eigenes Ladenschlussgesetz erlassen. Nur explizit genannte Verkaufsstellen wie Bäckereien, Tankstellen oder Apotheken dürfen sonntags öffnen.

Aber auch hier gilt: Ausnahmen bestätigen die Regel, erklärt der Arbeitsrechtler: „Die Späti-Betreiber können bei den jeweiligen Bezirksämtern Ausnahmegenehmigungen beantragen. Die werden beispielsweise erteilt, wenn der Späti vorwiegend touristische Produkte vertreibt – Kaffee, Dosenravioli und Zahnpaste gehören allerdings nicht dazu.“

Eher streng als mild

Ohnehin seien die Berliner Gerichte in den vergangenen Jahren eher strenger als milder mit den Spätis geworden, weiß Barrera Gonzales. Dies sei eine Auslegung des Sonntagsschutzes, die nicht mehr die Realität der Gesellschaft abbilde, fügt er hinzu. Der Grundsatz eines „Sonntagsarbeitsverbots“ sei in Zeiten von „remote work“ – das heißt, Arbeitnehmer entscheiden selbst, wann und von wo aus sie ihre Arbeit erledigen – längst überholt.

Das Arbeitsrecht sehe die Gewährung angemessener Erholungs- und Freizeit vor. Das sei auch völlig ausreichend. Nur Christen einen freien Sonntag zu garantieren, wäre rechtlich schwierig, erklärt Barrera Gonzales: Das würde gegen das Gebot der Gleichbehandlung verstoßen.

Deshalb bleibt es bis auf weiteres bei dem Grundsatz: Sonntagsarbeit ist verboten, außer der Arbeitgeber möchte das anders – aber nur, wenn er keinen Laden besitzt. Andere Länder sind in dieser Frage konsequenter, wieder andere deutlich flexibler. Selbst im überwiegend katholischen Nachbarland Polen sind am heiligen Sonntag die Läden geöffnet.

Ob es zur geistigen Erhebung einer gesetzlich verordneten Feiertagsruhe bedarf, mag diskutabel sein. „Dies Domini“ erinnert daran, dass der Mensch auf jeden Fall Zeiten der Ruhe braucht – für sich selbst, die Familie und die Gemeinschaft. In einer Welt, die sich ständig verändert, bietet aber nicht nur der Sonntag eine wertvolle Gelegenheit, innezuhalten und das Wesentliche zu schätzen. *Magdalena Thiele*



▲ Vollbesetzt: die Abtei Königsmünster in Menschede bei der Orgelweihe 2016. Von so einem Besuch kann man in vielen Gotteshäusern nur träumen. Die Bedeutung des Sonntagsgottesdiensts hatte Johannes Paul II. 1998 neu in den Fokus gerückt.

„Herz des Sonntags“

Viele Wege, ein Ziel: Gottesdienst soll die Gläubigen vereinen

ROM (red) – Neben dem Schutz des Sonntags vor Arbeit und damit letztlich der Ausbeutung der Arbeitnehmer enthält „Dies Domini“ noch ganz andere Aspekte, die das Schreiben auch 25 Jahre nach seinem Erscheinen lesenswert machen. So stellte Johannes Paul II. den Sonntag in den Zusammenhang einer Ordnung, die dem Tun und Dasein eines jeden Menschen tieferen Sinn verleiht. Ein wesentliches Element des Sonntags war für den Papst außerdem der Besuch des Gottesdiensts.

So schrieb er in Absatz 46: „Da die Eucharistie das Herz des Sonntags ist, versteht man, dass seit den ersten Jahrhunderten die Bischöfe nicht aufgehört haben, ihre Gläubigen an die Notwendigkeit der Teilnahme an der liturgischen Versammlung zu erinnern. ‚Lasst alles am Tag des Herrn‘, erklärt zum Beispiel der Traktat Didascalia Apostolorum aus dem dritten Jahrhundert, und eilt voll Eifer zu eurer Versammlung, denn sie ist euer Lobpreis für Gott. Welche Entschuldigung werden andernfalls jene vor Gott haben, die am Tag des Herrn nicht zusammenkommen, um das Wort des Lebens zu hören und sich von der ewig währenden göttlichen Speise zu nähren?“

Der folgende Abschnitt fasst zusammen (47): „Die Kirche hat nie aufgehört, diese auf das innere

Bedürfnis begründete Gewissenspflicht, die die Christen der ersten Jahrhunderte so stark empfanden, geltend zu machen, auch wenn sie es zunächst nicht für notwendig hielt, sie als Gebot vorzuschreiben. Erst später musste sie angesichts der Lauheit oder Nachlässigkeit mancher Christen die Pflicht zur Teilnahme an der Sonntagsmesse deutlich zum Ausdruck bringen: In den meisten Fällen hat sie das in Form von Ermahnungen getan, manchmal aber musste sie auch klare kirchenrechtliche Verfügungen treffen.“

Erfüllung der Pflicht

Absatz 49 fährt fort: „Da für die Gläubigen die Teilnahme an der Messe eine Pflicht ist, sofern sie nicht durch einen gewichtigen Grund verhindert sind, stellt sich für die Bischöfe die entsprechende Verpflichtung, allen tatsächlich die Möglichkeit zur Erfüllung des Gebotes zu bieten. Auf dieser Linie bewegen sich die Vorschriften des Kirchenrechts, wie zum Beispiel die Befugnis des Priesters, nach vorheriger Erlaubnis seitens des Diözesanbischofs an Sonntagen und gebotenen Feiertagen mehr als eine Messe zu zelebrieren, die Einrichtung der Abendmessen und schließlich die Weisung, nach welcher die für die Erfüllung der Sonntagspflicht gültige Zeit bereits am Samstagabend beginnt, mit der ersten Vesper des Sonntags.“

Der damalige Papst weiter: „Denn unter liturgischem Gesichtspunkt beginnt der Feiertag tatsächlich mit dieser Vesper. Infolgedessen ist die Liturgie der Messe, die manchmal auch als ‚Vorabendmesse‘ bezeichnet wird, in Wirklichkeit aber in jeder Hinsicht eine ‚Sonntags- bzw. Feiertagsmesse‘ ist, dieselbe Messe vom Sonntag mit der Verpflichtung für den Zelebranten, die Homilie zu halten und mit den Gläubigen das allgemeine Gebet zu sprechen.“

Weil ihm die Sonntagsmesse so wichtig war, erließ Johannes Paul II. auch besondere Regeln und Vorschriften bei der Gestaltung. Dabei appellierte er „sowohl an die pastorale Klugheit als auch an die Ortsgebräuche“, um den herausragenden Charakter der Sonntagsmesse als „Gedenkfeier des Tages der Auferstehung“ zu unterstreichen. Ein spezielles Anliegen war ihm „die Qualität der Kirchenmusik bezüglich der Texte wie auch der Melodien“, „damit alles, was sich heute als neu und kreativ anbietet, nicht nur den liturgischen Vorschriften entspricht, sondern auch jener kirchlichen Tradition würdig ist, die sich diesbezüglich eines Erbes von unschätzbarem Wert rühmen kann“.

Dokumentation

Nachzulesen ist das Schreiben „Dies Domini“ unter www.bildpost.de und www.katholische-sonntagszeitung.de in der Rubrik „Dokumentation“.

Kurz und wichtig



75. Geburtstag

Albert Biesinger (Foto: KNA), Autor zahlreicher Publikationen und emeritierter Professor für Religionspädagogik und Kirchliche Erwachsenenbildung an der Universität Tübingen, begeht am 1. August seinen 75. Geburtstag. Der gebürtige Tübinger ist seit 1983 Ständiger Diakon. 1991 wurde ihm der Lehrstuhl für Religionspädagogik, Kerymatik und kirchliche Erwachsenenbildung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen übertragen. Von 1994 bis 1995 und 2010 bis 2012 war er Dekan der Fakultät. Über viele Jahre war Biesinger Notfallseelsorger. 1988 leitete er mit Josef Sayer, lange Jahre Hauptgeschäftsführer von Misereor, und Thomas Schreijäck ein Forschungsseminar zu Befreiungstheologie in Peru. Er kooperierte dabei mit dem Befreiungstheologen Gustavo Gutiérrez.

Noch nicht 75

Der chaldäische Patriarch Louis Raphaël Sako hat nicht, wie weithin angenommen, am 4. Juli seinen 75. Geburtstag gefeiert. Er werde „erst nächstes Jahr am 4. Juli 75 Jahre alt“, sagte der Kardinal. Er sei 1949 geboren worden, habe aber einen älteren Bruder selben Namens gehabt, der gestorben sei. „Meine Eltern haben mir seine Geburtsurkunde gegeben.“

Neuer Privatsekretär

Papst Franziskus hat einen Landsmann zum neuen Privatsekretär ernannt. Der 40 Jahre alte argentinische Priester Daniel Pellizon soll seinen Dienst im Vatikan Anfang August antreten. Der 2018 zum Priester geweihte Mann war in den vergangenen Jahren als Seelsorger tätig. 2011 und 2012 half er dem späteren Papst und damaligen Erzbischof von Buenos Aires, Jorge Mario Bergoglio, ein persönliches Archiv anzulegen. Pellizon löst den aus Uruguay stammenden Geistlichen Gonzalo Aemilius (43) ab, der Franziskus seit Februar 2020 zur Seite stand.

Neue Weihbischöfe

Das Erzbistum Los Angeles bekommt vier neue Weihbischöfe, die künftig Erzbischof José Horacio Gómez (71) sowie die beiden verbliebenen Weihbischöfe Marc Trudeau (66) und Alejandro Aclan (72) unterstützen. Deren Amtsbruder, David O'Connell (69), wurde im Februar erschossen in seinem Haus aufgefunden. Des Mordes beschuldigt wird derzeit der Ehemann von O'Connells Haushälterin. Die künftigen Weihbischöfe sind der gebürtige Libanese Albert Bahhuth (66), bislang Priester im Erzbistum, Kapuzinerpater Matthew Elshoff (67), Brian Nunes (58), Generalvikar der Erzdiözese, und der gebürtige Pole Sławomir Szkredka (49), Priester in Los Angeles und Professor an einem Priesterseminar.

„Ehe für alle“

Estland ermöglicht gleichgeschlechtlichen Paaren ab 2024 die Heirat. Das Parlament in Tallinn beschloss mit 55 gegen 34 Stimmen ein entsprechendes Gesetz. Bisher konnte eine Ehe nur von einem Mann und einer Frau geschlossen werden. Künftig können dies im nördlichsten Baltensstaat zwei volljährige Personen unabhängig von ihrem Geschlecht.

„Dies ist mein Gewand“

Abt lehnt bei Klagemauer Abdecken des Brustkreuzes ab

JERUSALEM (KNA) – Nikodemus Schnabel, Abt der Jerusalemer Benediktinerabtei Dormitio, ist beim Aufenthalt nahe der Klagemauer zum Abdecken seines Brustkreuzes aufgefordert worden.

In einem Videoclip ist zu hören, wie eine Mitarbeiterin der „Western Wall Heritage Foundation“ zu Schnabel sagt, sie respektiere seine Religion, aber das Kreuz sei „wirklich

groß und unangemessen für diesen Ort“. Der Geistliche verließ die Stätte, ohne sein Kreuz zu verdecken.

Das Verhalten der Aufseherin zeuge nicht von Respekt, sondern hindere ihn an der Ausübung eines Menschenrechts. „Ich bin ein Abt, dies ist mein Gewand“, erklärte Schnabel der Frau. Er hatte die Bundesbildungsministerin Bettina Stark-Watzinger (FDP) bei einer Tour durch die Jerusalemer Altstadt begleitet.

ERMITTLUNGEN BEENDET

Geldstrafe fürs Festkleben

Gemeinschädliche Sachbeschädigung an Raffael-Madonna

DRESDEN (epd) – Knapp ein Jahr nach dem Angriff auf die „Sixtinische Madonna“ in der Dresdner Gemäldegalerie „Alte Meister“ hat die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen abgeschlossen. Gegen eine 22 Jahre alte Frau und einen 29-jährigen Mann wurden Strafbefehle beim Amtsgericht Dresden beantragt.

Das Verfahren gegen einen 23-jährigen Beschuldigten wurde eingestellt, da er nicht eindeutig als Tatverdächtiger identifiziert werden konnte, teilte die Staatsanwaltschaft in Dresden mit. Die beiden 22 und 29 Jahre alten Beschuldigten sollen nach dem Willen der Ermittlungsbehörde jeweils eine Geldstrafe von 50 Tagessätzen zu je 30 Euro zahlen. Begründet wird dies mit gemeinschaftlicher gemeinschädlicher Sachbeschädigung.

Den Tatverdächtigen wird vorgeworfen, sich am 23. August 2022 in der Gemäldegalerie „Alte Meister“ mit Sekundenkleber am Rahmen des Gemäldes „Sixtinische Madonna“ festgeklebt zu haben. Der Schaden am Rahmen des weltberühmten Meisterwerks von Raffael (1483 bis 1520) wird auf etwa 2300 Euro geschätzt. Der dritte, 23 Jahre alte Beschuldigte soll den beiden anderen ein Transparent mit der Aufschrift



▲ Wurde Ziel eines Klebeprotests der „Letzten Generation“: die Sixtinische Madonna von Raffael. Foto: gem

„Letzte Generation“ gereicht haben. Vergleichbare Aktionen hatte es auch in anderen europäischen Museen gegeben, etwa in den Uffizien in Florenz, in Glasgow, Manchester und London.

Die „Sixtinische Madonna“ ist eines der berühmtesten Gemälde der Dresdner Galerie „Alte Meister“. Der Italiener Raffael schuf das Marienbildnis in den Jahren 1512 und 1513 für den Hochaltar der Klosterkirche in Piacenza.

Eigenanteile steigen

Kosten für Altenheimplatz deutlich teurer geworden

BERLIN (KNA) – Die Pflege im Heim ist deutlich teurer geworden. Senioren müssen mit steigenden Eigenanteilen rechnen. Grund seien vor allem die gestiegenen Personalkosten durch höhere Löhne für Pflegekräfte, teilte der Verband der Ersatzkassen (vdek) mit. Aber auch Kosten für Unterkunft, Essen und Trinken seien gestiegen.

Im ersten Jahr müssen Heimbewohner demnach im Schnitt 2548 Euro pro Monat zuzahlen – 348 Euro mehr als Mitte 2022. Pflegebedürftige mit einer Aufenthaltsdauer ab zwölf Monaten zahlen 292 Euro mehr (2299 Euro). Eine Aufenthaltsdauer ab 24 Monaten schlägt mit einem Plus von 236 Euro (2050 Euro) und ab 36 Monaten von 165 Euro (1738 Euro) zu Buche.

„Wir unterstützen die Maßnahmen für eine faire Bezahlung des Pflegepersonals und die Sicherstellung einer angemessenen Personal-

decke in Pflegeheimen“, sagte Jörg Meyers-Middendorf vom vdek-Vorstand. „Es kann aber nicht sein, dass die stetig steigenden Kosten zum Großteil von den Pflegebedürftigen geschultert werden müssen.“

Notwendig sei eine zeitnahe Entlastung, die nicht allein auf dem Rücken der Beitragszahler liege. „Dazu gehört es, die Bundesländer endlich zur Übernahme der Investitionskosten für die Pflegeeinrichtungen zu verpflichten. Das würde die Pflegebedürftigen ad hoc um durchschnittlich 477 Euro pro Monat entlasten.“

Die Pflegeversicherung übernimmt nicht alle Kosten für einen Heimplatz. Wer in einer stationären Einrichtung lebt, muss Eigenanteile zahlen. Von den Kassen werden nur die reinen Pflegekosten anteilig oder ganz übernommen. Wegen der stark angestiegenen Eigenanteile waren zuletzt immer mehr Bewohner von stationären Einrichtungen in die Sozialhilfe gerutscht.

Sorgen dürfen nicht lähmen

Erster Bundesumweltminister Klaus Töpfer: Angst und Panik sind schlechte Ratgeber

HÖXTER (KNA) – Wer ihm zuhört, hat schnell das Gefühl, dass doch noch Hopfen und Malz verloren ist, dass es noch Auswege aus der Klimakrise gibt. Klaus Töpfer ist ein Öko-Pionier der CDU. Am 29. Juli wird der erste Bundesumweltminister 85 Jahre alt. Im Interview blickt er auf mehr als 40 Jahre Engagement in Klima- und Umweltfragen zurück.

Herr Professor Töpfer, haben Sie manchmal die Sorge, dass die Welt für kommende Generationen nicht mehr lebenswert sein könnte?

Es gibt durchaus Gründe für düstere Prognosen – etwa, dass die Weltbevölkerung schon bald auf neun Milliarden Menschen steigt und der Mensch immer tiefer in die Natur eingreift. Aber Sorgen helfen ja nicht, wenn sie lähmen. Menschen sind schon immer kreativ gewesen, wenn es darum geht, sich auf neue Verhältnisse einzustellen. Sie haben immer neue technische Möglichkeiten entwickelt und vor allem auch ihr Verhalten – leider auch sehr spät – verändert, um sich zu schützen und ihr Leben zu verbessern. Darauf vertraue ich.

Sie denken vermutlich an den Kampf gegen das Ozonloch oder das Waldsterben?

Das Waldsterben in den 1970er und 1980er Jahren haben wir gut in den Griff bekommen. Weil Wissenschaftler nachwiesen, dass Schwefelwasserstoff aus den Kraftwerken große Schäden an Wäldern verursachte, mussten Kraftwerke seit 1983 hocheffiziente Rauchgasentschwefelungsanlagen einbauen. Die Wälder haben sich wieder stabilisiert – und gleichzeitig wurde aus den Rauchgasentschwefelungsanlagen qualitativ hochwertiger Gips produziert. Ein Beispiel der Kreislaufwirtschaft.

Die Frage ist, ob wir das bei der viel komplizierteren Klimakrise genauso hinbekommen – und vor allem schnell genug.

Ich bin kein blauäugiger Optimist. Die Frage ist, ob wir diesen Problemen entsprechende Priorität beimessen und handeln. Der Unterschied zu der erfolgreichen Entschwefelung: Damals handelte es sich um ein regionales Problem – die Klimaproblematik ist letztlich nur global zu bewältigen.

Wie sehen Sie vor diesem Hintergrund die Aktivitäten der Klima-



Klaus Töpfer ist kein Freund von apokalyptischen Prophezeiungen. Statt die Angst vor dem Klimawandel zu schüren, sollte man an konstruktiven Lösungen arbeiten, findet der frühere Bundesumweltminister.

Foto: KNA

kleber, die durch umstrittene Aktionen Druck machen?

Es gehört zur Freiheit in der Demokratie, seine Meinung auch durch Demonstrationen kundzutun. Doch das muss im Rahmen der Gesetze passieren. Das Parlament entscheidet, und wer eine andere Richtung will, muss das demokratisch organisieren. Sonst schadet das auch der Demokratie. Mit dem Festkleben auf Straßen und den Anschlägen auf Kunstwerke haben die Aktivisten sich und der Sache keinen Gefallen getan. Das hat nur zu Verhärtung und neuen Frontenbildungen geführt.

Sie haben also auch kein Verständnis für das Argument, es gebe sozusagen ein Notwehrrecht der „Letzten Generation“, sonst gehe diese Welt unter?

Nicht zuletzt die acht Jahre, die ich das Umweltprogramm der Vereinten Nationen in Nairobi geleitet habe, haben meine Überzeugung gefestigt: Angst und Panik sind schlechte Ratgeber. Solch apokalyptisches Denken ist aus meiner Sicht eine Flucht aus der Verantwortung. Weltuntergangsstimmung lähmt die Menschen und verhindert, dass wir etwas verändern. Ich habe als Kind die Schrecken des Krieges erlebt und bin mit meinen Eltern aus Schlesien geflohen. Das war für uns damals ein Weltuntergang! Wir haben unser Leben aber neu in die Hand genommen und es geschafft, dass Deutschland wieder ein weltweit angesehenes Land ist.

Können Sie dennoch nachvollziehen, wenn die jüngere Generation den Älteren vorwirft, diese kritische Umweltsituation herbeigeführt zu haben?

Ich habe drei Kinder und vier Enkelkinder. Die fragen mich heute, was meine Generation getan hat, um die Schöpfung zu bewahren.

Was sagen Sie ihnen?

Dass wir die Kosten unseres Wohlstands verdrängt haben. Wir leben mit einer Wohlstandslüge. Ich mache mir den Vorwurf, dass wir in der Politik unseren Wachstumsglauben zu selten hinterfragt und viel zu häufig über Effizienz geredet haben, aber so gut wie nie über Suffizienz – also über die Frage, wo die Grenzen für Wachstum und Ressourcenverbrauch liegen und wo wir einsparen können und müssen, und zwar sehr schnell.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Früher hätten alle gelacht, wenn jemand über Wassermangel in Deutschland geredet hätte. Mittlerweile gibt es auch in diesem Sommer wieder Regionen, die Notfallpläne wegen Wassermangels entwickeln müssen. Das hängt einerseits mit dem Klimawandel und der Trockenheit zusammen. Andererseits aber auch mit unserem immensen Verbrauch von kostbarem Trinkwasser: Wir füllen immer mehr Pools in den Gärten, lassen das gute Wasser durch die Toiletten rauschen. Die Naturkatastrophe erwächst auch

aus der menschlichen Nutzung von Natur. Ich habe acht Jahre lang in Afrika gelebt und gearbeitet. Dort hat man viele Erfahrungen, wie man mit der knappen Ressource Wasser umgeht. Wir müssen von den Afrikanern lernen.

In den vergangenen Monaten ist in Europa, aber auch in Deutschland und Ihrer Partei viel über eine Renaissance der Atomkraft diskutiert worden. Kann diese Technik die Klimakrise abwenden?

Ich bin ein Anhänger des Philosophen Karl Popper. Er hat darauf gedrungen, dass unser Denken und Handeln immer wieder der Kritik unterzogen wird, fehlerfreundlich ist und sich immer korrigieren lässt. Die technischen Lösungen müssen kleinteilig und reparaturfähig sein. Und außerdem globalisierungsfähig. Diesen Anforderungen entspricht die Kernenergie nicht. Ein konkretes Beispiel: Der Atommüll müsste in stets kontrollierbaren und reparaturfähigen Lagerungen erfolgen, die damit auch für technologischen Fortschritt in der Behandlung dieser Abfallstoffe offen bleibt.

Die notwendige Endlagerung von Atommüll über Hunderttausende Jahre ist etwas, was diesen Anforderungen nicht gerecht werden kann. In Afrika etwa ist diese Technik nicht angemessen; dort gibt es eine ganz andere Kultur und Herangehensweise an Technologie als bei uns. Die erneuerbaren Energien erfüllen diese Kriterien und bewirken Entwicklungsimpulse in Afrika.

Sie haben sich immer wieder auch als Katholik engagiert. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrem Glauben und Ihrem Einsatz für Klima und Umwelt?

Ich spreche statt von Umwelt lieber von Schöpfung, von der wir Menschen ein Teil sind. Zu meiner Zeit war Umweltschutz ein dezidiert konservatives Thema, verbunden mit Begriffen wie Heimat, Identität und Glauben. Ich würde mir wünschen, dass die Kirchen noch stärker ein Bewusstsein für die Bewahrung der Schöpfung schaffen und für mehr Zusammenhalt sorgen. Wir müssen uns viel stärker fragen, welchen Raum wir Menschen anderswo auf dem Globus und künftigen Generationen lassen. Außerdem: Gelingendes Leben ist viel mehr als die Steigerung des Bruttosozialprodukts.

Interview: Christoph Arens



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat August

... dass der Weltjugendtag in Lissabon den jungen Menschen helfe, das Evangelium in ihrem eigenen Leben zu leben und zu bezeugen.



PAPSTMESSE AM WELTTAG

Senioren nicht als „Abfall“ abstempeln

ROM (KNA) – Papst Franziskus hat jüngere und ältere Generationen zu mehr Zusammenhalt aufgerufen. Anlässlich des Welttags der Großeltern und Senioren am Sonntag forderte er ein neues Bündnis zwischen Jungen und Älteren, „damit der Lebenssaft derer, die eine lange Lebenserfahrung haben, die Triebe der Hoffnung derer nährt, die noch im Wachstum begriffen sind“. Im gemeinsamen Austausch könne eine geschwisterliche Gesellschaft geschaffen werden, erklärte der 86-Jährige bei der Messe im Petersdom.

Franziskus warnte vor einer Ausgrenzung von älteren Menschen in Gesellschaft und Familie: „Achten wir darauf, dass unsere dicht bevölkerten Städte nicht zu ‚Ballungszentren der Einsamkeit‘ werden.“ Auch die Politik müsse dafür sorgen, dass Senioren nicht als „unproduktiver Abfall“ abgestempelt würden.

Durch die liebevolle Zuwendung älterer Menschen „sind wir viele Male aufgerichtet worden, wir haben uns geliebt gefühlt und sind innerlich geheilt worden“, sagte der Papst vor etwa 6000 Menschen im Petersdom. Darunter waren viele Großeltern mit ihren Enkelkindern.

Helden der Brüderlichkeit

Am Sommercamp im Vatikan nehmen auch ukrainische Kinder teil

ROM – Zum vierten Mal in Folge findet im Schatten des Petersdoms das Sommercamp für Kinder aus dem Vatikan statt. Koordiniert wird die Veranstaltung, die auch der Erziehung und der Freundschaft unter den jungen Teilnehmern dienen soll, von Salesianerpater Franco Fontana, dem Kaplan der vatikanischen Gendarmerie.

Den Geistlichen hat Papst Franziskus einmal als „die geistige Seele des Vatikans“ bezeichnet. Das Sommerlager im Vatikan wolle in einer Zeit, in der es für viele junge Menschen schwierig ist, Beziehungen zu leben, einen Weg ebnen, „die Schönheit der zwischenmenschlichen Beziehung wiederzuentdecken“, sagt Fontana gegenüber dieser Zeitung. Die Jüngsten darin zu schulen, im anderen einen Bruder oder Schwester zu erkennen, sei eines der großen Anliegen des Ferienprogramms.

Dies geschieht mit Spielen, Workshops und Trainingsmomenten. Das alles sei wie eine Reise durch die verschiedenen Lebensbereiche eines Kindes wie Familie und Schule, sagt der Seelsorger. Das Thema der Freizeit lautet „You help us to be heroes“: ein englisches Wortspiel mit „Sein“ (be) und Biene (bee). Dazu gehört der Verweis auf die „Welt der Bienen“. Die Jungen und Mädchen sollen darüber nachdenken, was sie tun können, um alltägliche Helden der Brüderlichkeit zu werden.

„Durch Teamspiele treten die Jungen auf dem Spielfeld gegeneinander an, um eine große Herausforderung zu gewinnen: sich selbst als Geschwister zu entdecken“, erklärt Fontana. An dem Programm nehmen 250 Kinder teil, aufgeteilt in drei Altersgruppen: fünf bis sieben, acht bis zehn und elf bis 13 Jahre. Begleitet werden sie von über 30 Animatoren und Erziehern, darunter drei Salesianer und zwei Ordensfrauen. Auch das Unterhaltungs-Unternehmen „Play It“ und die Animationsagentur „All in a



▲ Beim Treffen mit den Kindern bekommt Papst Franziskus ein Bild überreicht.

Feast“ beteiligen sich sowie 20 Jugendliche, die in den vergangenen Jahren an dem Camp teilgenommen haben, und sich nun als Helfer zur Verfügung gestellt haben.

Die 14-jährige Adriana hat seit 2020, als das Sommerlager zum ersten Mal stattfand, jährlich daran teilgenommen. „Es macht einfach Spaß, und so lernt man Gleichaltrige kennen“, sagt sie. Neben den Kindern von Vatikan-Angestellten sind seit dem letzten Jahr auch ukrainische Flüchtlingskinder mit dabei.

Hymne und Frühstück

Fünf Wochen lang, bis 4. August, finden die Aktivitäten in der Audienz-Halle und im Freien hinter den Vatikanischen Museen statt, wo sich Schwimmbäder und Tennisplätze befinden. Ein normaler Tag beginnt mit Gruppenspielen und einem Frühstück für alle. Nachdem die Sommerlager-Hymne gesungen wurde, wird gebetet und das Programm vorgestellt. Um 10 Uhr beginnen die sportlichen Aktivitäten, das Schwimmen und Kunstworkshops, in denen die Kinder ihre Kreativität entwickeln.

Nach dem Mittagessen finden Spiele und Kleinturniere statt, gefolgt von pädagogischen Aktivitäten. „Wir hatten zum Beispiel eine Zaubershow, ein anderes Mal waren Experten der Eiscrème-Akademie da“, erzählt der Salesianer. Nach einem Snack am späten Nachmittag endet das Programm um 18 Uhr.

Vorigen Mittwoch kam der Papst zu Besuch. Auf die Frage einer jungen Teilnehmerin, wer denn seine „Superhelden“ seien, zögerte er nicht: „Die Großeltern. Denn sie haben eine Familie gegründet, dann sind sie alt geworden. Aber Großeltern sind weise! Und deshalb ist es wichtig, dass ihr mit den Großeltern redet“, erklärte Franziskus.

Früh schon hatten sich die Kinder in der Aula eingefunden. Mit Gesang, Tanz und spontanem Applaus begrüßten die Kinder den Pontifex, der die Begegnung mit der Jugend sichtlich genoss. Das Sommerlager im Vatikan sei eine Aktivität, die „sehr geschätzt“ wird, hatte er vor ein paar Wochen beim sonntäglichen Angelus gesagt, als er den vielen Pfarreien dankte, die während des Sommers Aktivitäten und Camps für Kinder anbieten.

Mario Galgano

DIE WELT



NUR DIENSTLICH AUF REISEN

Mehr Zeit für Bücher und Musik

Trotz hoher Temperaturen in Rom schweift Franziskus im Urlaub nicht in die Ferne

ROM (KNA) – Auch den römischen Sommer verbringt Papst Franziskus privat bevorzugt im Vatikan. Seine Verbindung mit der gewohnten Umgebung ist eine enge. Außerdem genießt er es, im Vatikan unter Menschen zu sein.

Hitze-Angst in Italien: Noch vor Kurzem warnten Meteorologen vor neuen Temperaturrekorden in Rom. Viele Einwohner ziehen sich für ein paar Grad weniger in die nahe gelegenen Berge oder ans Meer zurück. Auch Päpste flohen einst vor der sommerlichen Hitze aus dem Vatikan. Franziskus hingegen hält privat nicht viel von Urlaub in der Ferne. Seine Devise ist: Zu Hause ist es doch am schönsten.

So bleibt er selbst bei hohen Temperaturen in seiner Zwei-Zimmer-Wohnung im vatikanischen Gästehaus Santa Marta. Seit seiner Wahl zum Papst lebt er dort in der Suite 201 auf rund 70 Quadratmetern mit Schlaf- und Arbeitszimmer sowie einem Bad. Einen Raum zum Gästempfang und eine private Kapelle gibt es außerdem in seinem Flügel auf dem zweiten Stock. Der Zugang zum päpstlichen Wohn- und Arbeitsbereich ist für andere Besucher der Unterkunft gesperrt, darüber wacht die Schweizergarde.

„Grüne Lunge“ vor der Tür

Ansonsten geht es in dem Gebäude nahe dem Petersdom durchaus zu wie in einem Urlaubshotel: Es gibt eine Rezeption, Klimaanlage, regelmäßige Mahlzeiten. Für den kleinen Hunger oder Durst zwischendurch stehen Wasser-, Kaffee- und Snackautomaten bereit. Einen Steinwurf entfernt ist die „grüne Lunge“ des Vatikans. Seine Gärten nehmen mehr als die Hälfte der gesamten Fläche des 44-Hektar-Kleinstaates ein.

Warum also in die Ferne schweifen? Mit den gut 120 Zimmern des Gästehauses sind immer genug Menschen für eine Unterhaltung zugegen. Das nutzt Franziskus gerne bei den gemeinsamen Mittag- und Abendessen an den Gruppen-tischen des Speisesaals. Weil er unter Menschen leben wolle, habe er sich gegen die eigentlich vorgesehene Papst-Wohnung im Apostolischen Palast entschieden, erläuterte er kurz nach seinem Amtsantritt.

Viel Publikumsverkehr hätte in der jahrhundertealten Sommerresidenz der Päpste in Castel Gandolfo ebenso wenig geherrscht. Vermutlich ein Grund, warum sie Franziskus 2016 in ein Museum umwandeln ließ. Nun soll dort noch ein Zentrum für ökologische Bildung und Landwirtschaft entstehen.

Urlaub machte der argentinische Papst dort nie, besuchte in den Albaner Bergen nur einmal 2013 seinen Vorgänger Benedikt XVI. Letzterer soll auch nach seinem Rücktritt ab und zu Ausflüge in seine alte Som-

merresidenz unternommen haben. Seit dem 17. Jahrhundert machten die Päpste an diesem idyllischen Ort Urlaub. Auf einer Fläche von 55 Hektar – größer als der Vatikan selbst – ließ Papst Johannes Paul II. für sich ein Schwimmbecken bauen, spielte Tennis oberhalb des blau glitzernden Albaner Sees. Nachfolger Benedikt ließ es weniger sportlich angehen, genoss die sommerlichen Auszeiten mit Spaziergängen und Klavierspiel.

Vorgänger in den Bergen

Beide Amtsvorgänger von Franziskus zog es zudem ab und zu weiter raus als in das etwa 30 Kilometer entfernte päpstliche Feriendomizil. Benedikt urlaubte mitunter in den Bergen Südtirols, Johannes Paul II. ging leidenschaftlich gerne Skifahren.

Franziskus indes bleibt gerne zu Hause. Eine Neurose nannte er einmal die enge Verbindung mit seiner gewohnten Umgebung. Im Urlaub

verreist sei er zuletzt 1975. Damals war Jorge Bergoglio Leiter des Jesuitenordens in Argentinien.

Um sich im Juli ein wenig zu erholen, lässt es der 86-Jährige im Vatikan etwas ruhiger angehen. Die großen Generalaudienzen auf dem schattenlosen Petersplatz sind gestrichen, die offiziellen Termine auf ein Minimum reduziert. Öffentlich zeigt sich Franziskus nur beim sonntäglichen Mittagsgebet am Fenster seines offiziellen Arbeitszimmers im Apostolischen Palast.

Die freie Zeit nutzt der Papst nach eigener Aussage, um mehr zu schlafen, mehr zu lesen, mehr Musik zu hören und mehr zu beten. Das entspanne ihn. Außerdem soll er sich häufiger mit Freunden und Bekannten treffen. Auf die Arbeit will er jedoch nie ganz verzichten.

Schließlich gibt es eine Menge vorzubereiten – zum Beispiel seine Besuche in Portugal und der Mongolei im August. Denn für wichtige Dienstreisen ist Franziskus kaum ein Weg zu weit. *Severina Bartonitschek*



◀ Papst Franziskus macht Urlaub nach der Devise: Zu Hause ist es doch am schönsten. Ob er in seiner Freizeit auch einmal eine Baseballkappe wie diese trägt, die ihm Besucher aus dem Erzbistum Genua bei der Generalaudienz am 20. Mai überreicht haben, ist nicht bekannt.

Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



Clemens Mennicken ist ausgebildeter Redakteur, seit 2012 Priester und seit Herbst 2022 leitender Pfarrer des Pfarrverbands Nürnberg-Südwest/Stein.

Clemens Mennicken

Nicht bloß ein Jugendhappening

Zehntausende Jugendliche machen sich in diesen Tagen auf den Weg. Ihr Ziel: der Weltjugendtag (WJT) in Lissabon. Mit der portugiesischen Hauptstadt steht das geografische Ziel des WJT klar vor Augen. Ob das aber auch inhaltlich gilt?

Jüngste Äußerungen von Americo Aguiar, dem Leiter des Weltjugendtags in Lissabon, haben in dieser Hinsicht mancherorts Zweifel aufkommen lassen. Der WJT ziele nicht darauf ab, junge Menschen aus anderen Religionen zu Christus oder zur katholischen Kirche zu bekehren. Junge Menschen sollen dazu gebracht werden, gemeinsam zu gehen und dabei ihre Vielfalt zu respektieren, sagte der Weihbischof von Lissabon.

Wer schon einmal an einem Weltjugendtag teilgenommen hat, weiß, wie wichtig für die Jugendlichen der kulturelle Austausch ist. Vor allem in den „Tagen der Begegnung“ tauchen sie in ihren Gastfamilien oft hautnah in fremde Kulturen ein. Aber auch sonst können hier junge Menschen erleben, was es heißt, Teil einer Weltkirche zu sein, die alle Länder und Kontinente umspannt.

Dennoch will ein WJT mehr sein als ein internationales Jugendhappening mit humanistischem Anstrich. Wer die Mottos vergangener Tage aufmerksam studiert, kann die ureigene Mission dieser Treffen nicht übersehen. Bei seinem ersten WJT in Rio de Janeiro betonte Franziskus, dass die Weltjugendtage keine

„Feuerwerke“ um ihrer selbst willen sind: „Die Jugendlichen folgen nicht dem Papst, sie folgen Jesus Christus und tragen sein Kreuz. Und der Papst führt und begleitet sie auf diesem Weg des Glaubens und der Hoffnung.“

In Zeiten der Globalisierung sind junge Menschen besonders auf Orientierung angewiesen. Umso wichtiger, dass die Kirche als echter „global player“ sie dabei nicht allein lässt und mit inzwischen inflationär gebrauchten Schlagworten wie „Vielfalt“ abspeist. „Maria stand auf und machte sich eilig auf den Weg“ (Lk 1, 39) lautet das aktuelle WJT-Motto. Nicht irgendetwas hat Maria zu ihrer Verwandten Elisabeth getragen – sondern Jesus, den Erlöser.



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Das fehlende Glied gegen die Leere

„Ich glaub nix, mir fehlt nix.“ Dieser Slogan ist bekannt. Er klingt ebenso ehrlich wie er weit verbreitet ist. Dennoch überzeugt er mich nicht. Schon zwei Mal erlebte ich, dass kirchenfernen jungen Mädchen plötzlich die Tränen in die Augen stiegen, als sie sich mit dem Vers des Propheten Jeremias beschäftigten: „Ich, ich kenne meine Pläne, die ich für Euch habe, – Spruch des Herrn – Pläne des Heils und nicht des Unheils, weil ich Euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben will.“ (Jer 29, 11) „Was wäre das schön“, sagte eines der Mädchen, „wirklich einen Vater zu haben, der mich kennt und dem ich so wichtig bin, dass er sogar einen Plan für mich hat.“

Der Jugendspruch „keinen Plan haben“ trifft die Situation oft tiefer, als es den meisten bewusst ist. Wer keinen Plan in seinem Leben hat, der ist ohne Orientierung, ohne Ziel, ohne Wegweiser, ohne tragenden Sinn. Eine große Leere.

Wir Christen sollten solche Sprüche wie „Ich glaub nix, mir fehlt nix“ nicht für bare Münze nehmen, uns in unserem Zeugnis nicht entmutigen lassen. Der folgende, erst einige Tage alte Brief zeigt dies deutlich. Er stammt von einem Mann, dessen Frau ihn in einen Alphakurs gedrängt hatte.

Da heißt es: „Mit Gott wollte ich mich eigentlich nicht beschäftigen. Frei nach dem Motto: Ich lebe schon lange ohne ihn und

komme super zurecht. Je mehr Abende aufeinander aufbauten, desto mehr erwachte in mir der Wunsch, ebenso zu fühlen und zu denken, schlicht zu sein wie diese Menschen. Frei, glücklich, erfüllt. Und vor allem anderen musste dieses Loch in mir gestopft werden. Kennst Du dieses Loch, welches sich durch nichts füllen lässt? ... Eine Leere, die tief in dir ist und die einfach immer da ist, egal, was du tust. Man versucht ständig, sie zu füllen, doch nichts bringt Linderung. Eventuell, so dachte ich, ist der Inhalt dieses Kurses das ‚Missing Link‘ (das fehlende Glied). Und wer hätte es gedacht, es ist so.“

Jesus als das „Missing Link“? Ja, genau: „Im Anfang war das Wort...“ (Joh 1,1).



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Gleich viel wert, aber nicht gleich

Eine zentrale Maxime des aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskurses ist die Gleichbehandlung. Dahinter steht die richtige Annahme, dass alle Menschen gleich viel wert sind. Dass niemand aufgrund seiner Herkunft, Religion oder sexuellen Orientierung, seines Geschlechts, Alters oder seiner familiären Situation schlechter behandelt werden soll, darüber muss man tatsächlich nicht diskutieren. Wohl aber über die Art und Weise, wie die Politik mitunter gedenkt, eine solche Gleichbehandlung herzustellen.

Jüngstes Beispiel ist das Vorhaben der Bundesbeauftragten für Antidiskriminierung, Ferda Ataman, die sogenannte Kirchenklausel im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz

(AGG) zu streichen. Anforderungen an die Religionszugehörigkeit oder an die Lebensweise von Mitarbeitern solle es zukünftig nur noch im engsten Verkündigungsbereich der Kirchen geben, fordert sie. Ein entsprechendes Grundlagenpapier hat Ataman nach eigenen Angaben an Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) übergeben.

Das Gesetz räumt konfessionellen Arbeitgebern verschiedene Ausnahmeregelungen ein. Dazu gehört, dass kirchliche Arbeitgeber Vorgaben zur privaten Lebensführung machen dürfen. Dies ist Ataman ein Dorn im Auge. Solche Vorgaben seien nicht mehr zeitgemäß und widersprüchlich EU-rechtlichen Vorgaben, kritisiert sie.

Ist Frau Ataman entgangen, dass die Kirchen ihr Arbeitsrecht liberalisiert haben? In der katholischen Kirche ist die private Lebensführung von Mitarbeitern – etwa Wiederheirat nach Scheidung oder Eingehen einer homosexuellen Lebensgemeinschaft – kein Grund zur Kündigung mehr. Dass aber etwa eine katholische Kita per Gesetz genötigt werden könnte, aus Angst vor einer Diskriminierungsklage statt einer christlichen eine muslimische Bewerberin einzustellen, führt den religiösen Bildungsauftrag einer solchen Einrichtung ad absurdum – und das Ziel, gegen religiöse Diskriminierung vorzugehen, gleich mit. Denn das wäre dann letztlich Diskriminierung von Christen.

Leserbriefe

Die Kirche ist keine Demokratie



▲ Blick ins Plenum der fünften Synodalversammlung des Synodalen Wegs im März in Frankfurt. Bischof Heiner Wilmer stimmt gerade ab. Foto: KNA

Zu „Kippt der Synodale Weg?“ in Nr. 25:

ZdK-Präsidentin Irme Stetter-Karp hat immer noch nicht kapiert, welche Kirche sie vertritt. Sie will nicht kapieren, dass es in unserer katholischen Kirche eine Stelle gibt, die das Sagen hat! Wenn sie damit nicht einverstanden ist, kann man ihr nur den Austritt nahelegen. Sie trägt durch ihre Art der Kommunikation nur zur öffentlichen Diffamierung unserer Kirche und unserer Bischöfe ganz wesentlich bei.

Bischöfe, die eine andere Meinung haben als sie, bezeichnet sie als „Abweichler“. Ihrer Meinung nach sollen unsere Bischöfe von der offiziellen Lehre des Papstes abweichen und der Lehre einer Laienorganisation folgen, die eine „demokratische“ Kirche will. Weder das ZdK noch Maria 2.0 sind in irgendeiner Form befugt, die Lehre der Kirche und ihre Organisation auf Laienbasis zu verändern oder Mitspracherechte einzufordern.

Ich wiederhole mich: Unsere Kirche ist nicht demokratisch und sie wird es auch nicht werden. Unsere „kirchliche Demokratie“ ist niedergelegt in den Zehn Geboten. Und die sind bei Erfüllung demokratischer als jede weltli-

che Demokratie, die der Synodale Weg für unsere Kirche zur Folge hätte.

Meine Aufforderung an alle „weltlichen Demokratien“: Haltet Euch, so gut es für jeden persönlich möglich ist, an die „kirchliche Demokratie“ und wir werden keine Kriege mehr brauchen, um in Frieden zu leben. Die Zeiten, in denen die Kirche noch selbst Kriege geführt hat, sind Gott sei Dank sehr lange schon vorbei. Die Kirche hat im Gegensatz zu anderen dazugelernt und sich auf das wirkliche Wesen der Kirche Jesu Christi eingerichtet.

Ludwig Kropf, 93326 Abensberg

Ausdrücklich möchte ich mich bei den Bischöfen Rudolf Vorderholzer, Stefan Oster, Gregor Maria Hanke und Rainer Maria Woelki dafür bedanken, dass sie gegen die Finanzierung eines Synodalen Ausschusses stimmten. Gerade damit handelten diese Bischöfe mit Verantwortung, dass nicht Gelder für Gremien verbraten werden, die nicht mal die Zustimmung des Papstes haben.

Anscheinend meinen andere Bischöfe leider, sich dem unseligen Zeitgeist in Deutschland anpassen zu müssen.

Das ist enttäuschend und widerspricht der Aufgabe, die Diözesen im Sinne des Evangeliums in Übereinstimmung mit dem Papst zu leiten. Völlig zu Recht sagte Papst Franziskus in Bezug zum Synodalen Weg, es gebe schon eine evangelische Kirche in Deutschland. „Wir brauchen keine zwei.“

Viele Gläubige sehen diesen Synodalen Weg als Irrweg. Kirchliche Gelder dafür zu verschwenden, ist unverantwortlich! Sollten die bekannten Forderungen umgesetzt werden, würde nicht nur ich sagen: Das ist nicht mehr meine Kirche! Leute, die immer nur Anpassungen an den Zeitgeist verlangen, kann man nie zufrieden stellen. Aber diejenigen, die bisher immer treu zur Kirche stehen, die würde man verlieren.

Deshalb kann man die Bischöfe nur darin bestärken, den Synodalen Weg nur im Einklang mit dem Papst zu gehen. Sämtliche Alleingänge sind schädlich und zerstören die Kirche von innen.

Georg Bauer, 84180 Loiching

Ich mache einen Vorschlag für die Finanzierung des Synodalen Ausschusses, die vom Budget unserer Bischöfe unabhängig, aber demokratisch und gerecht ist – sowohl für die Befürworter als auch die Gegner des Synodalen Wegs. Alle deutschen Katholiken, einschließlich der Kirchen- und Meinungsführung, die den Synodalen Weg seit Jahren erfolgreich vertreten und nun den Ausschuss benötigen, finanzieren ihn durch zusätzliche Beiträge.

Diese werden zusammen mit der Kirchensteuer organisiert oder unabhängig von ihr durch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken über Gemeinden und kirchliche Gemeinschaften erhoben, zum Beispiel als regelmäßige Spende. Das wäre eine friedliche Lösung des Problems, weil die Gläubigen, die zufrieden sind, nicht über die Kirchensteuer zur Finanzierung des Ausschusses gezwungen und dann vielleicht ebenfalls unzufrieden werden.

Lucia Tentrop, 14057 Berlin

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Visionen der „Resl“

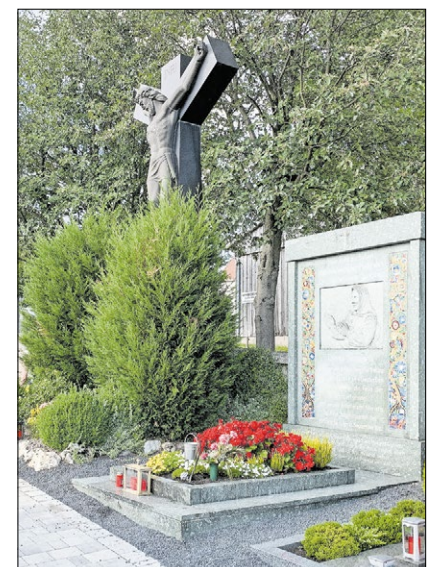
Zu „Resl selbst erlebt“ (Leserbriefe) in Nr. 24:

Nicht nur mit ihrer Nahrungslosigkeit und den Stigmen der Kreuzigung hat „Resl“ von Konnersreuth enormes Aufsehen erregt. Auch ihre übersinnlichen Fähigkeiten sind bis heute nicht erklärbar. So konnte sie mühelos Weihwasser von normalem Wasser und geweihte Hostien von ungeweihten unterscheiden. Wenn sie gefragt wurde, wie dies möglich sei, sprach sie von einer „Strahlung“, die sie bei geweihten Dingen wahrnehme. An der „Strahlung der Hände“ erkannte sie einen katholischen Priester.

In ihren Visionen hörte sie Jesus und die anderen in einer ihr fremden Sprache reden, wovon sie danach einiges wiederzugeben vermochte, was dann von Experten als Aramäisch bzw. Hebräisch identifiziert wurde. Leute aus dem Umfeld der Resl bewerteten, sie hätten gesehen, dass sie zuweilen einige Zentimeter über dem Boden „schwebte“. Trotzdem ist Therese Neumann bis heute nicht seligsprochen, obwohl der Prozess seit Jahrzehnten läuft. Warum Rom damit so lange zögert, ist schwer zu verstehen. In Konnersreuth wird regelmäßig um ihre Seligsprechung gebetet.

Nicht ganz glaubwürdig erscheint mir, was die „Resl“ über die Flucht nach Ägypten berichtete: Die Heiligen Drei Könige hätten die Heilige Familie nicht mehr angetroffen, seien ihr in Richtung Ägypten nachgereist und hätten sie in der Gegend von Gaza eingeholt. Dies lässt sich weder mit den Evangelien noch mit den Visionen der Anna Katharina Emmerich in Einklang bringen.

Josef Konrad, 89358 Behlingen



▲ Das Grab der „Resl“ auf dem Friedhof von Konnersreuth. Foto: KNA

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

17. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

1 Kön 3,5.7–12

In jenen Tagen erschien der HERR dem Sálomo nachts im Traum und forderte ihn auf: Sprich eine Bitte aus, die ich dir gewähren soll!

Und Sálomo sprach: HERR, mein Gott, du hast deinen Knecht anstelle meines Vaters David zum König gemacht. Doch ich bin noch sehr jung und weiß nicht aus noch ein. Dein Knecht steht aber mitten in deinem Volk, das du erwählt hast: einem großen Volk, das man wegen seiner Menge nicht zählen und nicht schätzen kann. Verleih daher deinem Knecht ein hörendes Herz, damit er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden versteht! Wer könnte sonst dieses mächtige Volk regieren?

Es gefiel dem Herrn, dass Sálomo diese Bitte aussprach. Daher antwortete ihm Gott: Weil du gerade diese Bitte ausgesprochen hast und nicht um langes Leben, Reichtum oder um den Tod deiner Feinde, sondern um Einsicht gebeten hast, um auf das Recht zu hören, werde ich deine Bitte erfüllen. Sieh, ich gebe dir ein so weises und verständiges Herz, dass keiner vor dir war

und keiner nach dir kommen wird, der dir gleicht.

Zweite Lesung

Röm 8,28–30

Schwestern und Brüder! Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht, denen, die gemäß seinem Ratschluss berufen sind; denn diejenigen, die er im Voraus erkannt hat, hat er auch im Voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der Erstgeborene unter vielen Brüdern sei.

Die er aber vorausbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.

Evangelium

Mt 13,44–52

In jener Zeit sprach Jesus zu den Jüngern: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein

Mann entdeckte ihn und grub ihn wieder ein. Und in seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker.

Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte sie.

Wiederum ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Netz, das ins Meer ausgeworfen wurde und in dem sich Fische aller Art fingen. Als es voll war, zogen es die Fischer ans Ufer; sie setzten sich, sammelten die guten Fische in Körbe, die schlechten aber warfen sie weg.

So wird es auch bei dem Ende der Welt sein: Die Engel werden kommen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten aussondern und sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Habt ihr das alles verstanden? Sie antworteten ihm: Ja.

Da sagte er zu ihnen: Deswegen gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.



Gedanken zum Sonntag

Eine lohnende Investition

Zum Evangelium – von Pfarrer Pater Steffen Brühl SAC



„Wie stellen Sie sich den Himmel vor?“ Diese Frage stellen mir hin und wieder Angehörige während eines Trauergesprächs. Das ist für mich eine sehr schwierige Frage. Nicht, weil ich Zweifel daran hätte, dass es einen Himmel gibt und ein Leben nach dem Tod, ganz im Gegenteil. Ich halte es da mit Paulus, der schrieb: „Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube“ (1 Kor 15,13f.).

Mein Problem liegt mehr darin, dass ich das, was ich glaube, so schlecht in Worte fassen kann. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Irgendwie greift meine Sprache da zu kurz.

Jesus versucht es mithilfe von Gleichnissen zu erklären. Er nimmt Beispiele, die seine Zuhörer kennen und verstehen. Dreimal hören wir in der Perikope, dass es mit dem Himmelreich sei „wie“ mit einem Schatz, „wie“ mit einer wertvollen Perle, „wie“ mit einem Netz.

Aber wenn ich das Evangelium genau lese, dann fällt mir spätestens beim Gleichnis mit dem Fischernetz und den Fischen auf, dass da etwas nicht passt. Jesus versucht gar nicht, das Himmelreich zu beschreiben. Bei den drei Gleichnissen von dem Schatz, der wertvollen Perle und den

guten Fischen geht es um die Jünger – und damit auch um uns. Da vollzieht Jesus gerade einen Perspektivwechsel. Anstatt seinen Jüngern zu sagen, „wie“ das Himmelreich ist, sagt er ihnen, wie sie sein sollen, damit das Himmelreich was für sie ist.

Wir sollen wie ein Schatz sein, wie eine besonders wertvolle Perle, wie ein guter Fisch. Wir sollen gerecht sein und Althergebrachtes mit neuen Erfahrungen und Erkenntnissen verbinden, nicht im Gestern steckenbleiben.

Das macht uns dann bereit für das Himmelreich, das aber nicht erst nach dem Tod auf uns wartet, sondern schon hier und jetzt. Himmel verbinden wir zu schnell mit dem Jenseits. Jesus geht es um das Diesseits. Himmelreich ist für ihn das Reich Gottes. Und das soll schon

mitten unter uns errichtet werden. Das Reich Gottes soll nicht nur die Umstände, in denen wir leben, neu auf Gott hin ausrichten, sondern auch wir sollen uns neu auf Gott hin orientieren.

Wem die Verwirklichung des Reiches Gottes mitten unter uns ein Anliegen ist, der sollte dafür auch etwas investieren. Der eine Mann verkaufte alles, was er besaß, um sich den Acker mit dem Schatz kaufen zu können. Auch der Kaufmann verkaufte alles, um die besondere Perle zu erwerben.

Wir sollten investieren – und zwar in uns selbst. Wir sollten uns bereit machen für das Reich Gottes, damit Gott uns als Schatz, als wertvolle Perle und als guten Fisch entdeckt und mit uns diese neue Welt bauen will.

Unveränderte Methode seit Jesu Zeiten:
Ein Fischer im Gazastreifen wirft sein
Netz aus. Foto: Imago/Zuma Press



Gebet der Woche

Herr

Es gibt Leute, die behaupten,
Der Sommer käme nicht von dir
Und begründen mit allerlei und vielerlei Tamtam
Und Wissenschaft und Hokuspokus
Dass keine Jahreszeit von dir geschaffen
Und dass ein Kindskopf jeder
Der es glaubt
Und dass doch keiner dich bewiesen hätte
Und dass du nur ein Hirngespinnst
Ich aber hör nicht drauf
Und hülle mich in deine Wärme
Und saug mich voll mit Sonne
Und lass die klugen Rechner um die Wette laufen
Ich trink den Sommer wie den Wein
Die Tage kommen groß daher
Und abends kann man unter deinem Himmel sitzen
Und sich freuen
Dass wir sind
Und unter deinen Augen
Leben.

„Sommer-Psalm“ von Hanns Dieter Hüsch († 2005)

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, 17. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 30. Juli

17. Sonntag im Jahreskreis

M. v. Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlusseggen (grün); 1. Les: 1 Kön 3,5.7–12, APs: Ps 119,57 u. 72.76–77.127–128.129–130, 2. Les: Röm 8,28–30, Ev: Mt 13,44–52 (o. 13,44–46)

Montag – 31. Juli

Hl. Ignatius von Loyola, Priester, Ordensgründer

Messe vom hl. Ignatius (weiß); Les: Ex 32,15–24.30–34, Ev: Mt 13,31–35 oder aus den AuswL

Dienstag – 1. August

Hl. Alfons Maria von Liguori, Ordensgründer, Bischof, Kirchenlehrer
Messe vom hl. Alfons Maria (weiß); Les: Ex 33,7–11; 34,4b.5–9.28, Ev: Mt 13,36–43 oder aus den AuswL

Mittwoch – 2. August

Hl. Eusebius, Bischof von Vercelli
Hl. Petrus J. Eymard, Ordenspriester
M. v. Tag (grün); Les: Ex 34,29–35, Ev: Mt 13,44–46; **M. v. hl. Eusebius/v. hl. Petrus** (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 3. August

Priesterdonnerstag

Messe vom Tag (grün); Les: Ex 40,16–21.34–38, Ev: Mt 13,47–52; **Messe um geistliche Berufe** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 4. August

Hl. Johannes Maria Vianney, Priester, Pfarrer von Ars
Herz-Jesu-Freitag

Messe vom hl. Johannes Maria (weiß); Les: Lev 23,1.4–11.15–16.27.34b–37, Ev: Mt 13,54–58 oder aus den AuswL; **Messe vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 5. August

Weihetag der Basilika Santa Maria Maggiore in Rom – Marien-Samstag – Herz-Mariä-Samstag
Messe vom Tag (grün); Les: Lev 25,1.8–17, Ev: Mt 14,1–12; **Messe von der Weihe der Basilika Santa Maria Maggiore, Prf Maria/Unbeflecktes Herz Mariä, Prf Maria** (jew. weiß); jew. Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter

Sonntagsgottesdienst. Der Pfarrer zieht mit den Ministrantinnen in die Kirche ein, doch etwas fehlt. Die Orgel bleibt stumm. Ob der Kirchenmusiker verschlafen hat? Am Altar angelangt, greift der Priester zum Gotteslob, nennt eine Nummer und stimmt das Eingangslied an. Obwohl es nur etwa 20 Kirchgänger sind, klappt der Gesang an diesem Sonntag relativ gut.

Besonders erstaunt bin ich über einen Mann, der vor mir Platz genommen hat und über eine außergewöhnliche Stimme verfügt. Fast wie ein Opernsänger versieht er seinen Gesang mit einem Tremolo, das man eher in Konzerthäusern vermuten würde. Da er im Nachbardorf wohnt, habe ich ihn zwar schon öfter getroffen, als so begnadeter Sänger ist er mir aber noch nicht aufgefallen.

Da es in unserer Gemeinde immer noch die Trennung in „Männer- und Frauenseite“ gibt, ist die Herausforderung für uns sechs Männer besonders groß. Doch jeder stimmt mit ein, und so entsteht am Ende ein durchaus harmonischer Klang. Für mich dennoch ein großer Kontrast: Eine Woche zuvor hatte ich eine Messfeier in Köln besucht, mit der 100 katholische Journalisten ihre Jahrestagung eröffneten. Die Wucht, mit der sie ihre Lieder anstimmten, war überwältigend. Eine Erfahrung, die man leider immer seltener machen kann: Gemeinden,

die ein Gotteshaus aus Leibeskräften zum Schwingen bringen, werden immer rarer.

Ich habe mich gefragt, was wohl mit den Männern passiert sein mag, die noch vor zehn oder 20 Jahren regelmäßig die Messe besucht haben. Ohne ihre spirituelle Verarmung anzusprechen, überlege ich, was aus ihrem gesanglichen Talent geworden ist. Wenn Männer nicht mehr im Gottesdienst singen und auch keinem Gesangsverein angehören – was wird dann aus ihrer Stimme?

Keine Frage: Auf dem Oktoberfest lösen sich die Zungen der hartgesottensten Typen. Zum Erhalt einer wohlklingenden Gesangsstimme dürfte das Grölen auf einer Bierbank aber nicht ausreichen. Also, wann sonst singen eigentlich Männer? Mir begegnet selten einer, der seine Lieder in die Welt hinaus schallt. Der Rückgang des Kirchenbesuchs muss, so denke ich, auch zu einer eklatanten Verarmung musikalischer Fähigkeiten führen.

Es mag viele Gründe geben, warum sich die Kirchen in den letzten Jahren und Jahrzehnten mehr und mehr geleert haben. Aber es gibt auch Gründe, über eine Rückkehr nachzudenken. Für mich wäre die Möglichkeit, einmal die Woche aus Leibeskräften zu singen, durchaus ein Argument für ein „come back“.



Marta, Maria und Lazarus

Gedenktag

29.
Juli

Die Geschwister Marta, Maria und Lazarus sind nach dem **Johannesevangelium** Freunde Jesu (Joh 11,5) und wohnen in Betanien. Im **Lukasevangelium** ist nur von Marta und Maria die Rede. Der Name ihres Dorfs wird hier nicht genannt.

„Als sie [Jesus und seine Jünger] weiterzogen, kam er in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn gastlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen zu dienen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmert es dich nicht, dass meine Schwester die Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen! Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat den guten Teil gewählt, der wird ihr nicht genommen werden“ (Lk 10,38–42).

Eine nachmals beliebte Deutung der Geschichte liest aus ihr den Vorrang eines kontemplativen Lebens vor dem aktiven Leben heraus. Dem widerspricht schon der Zusammenhang. Die Erzählung schließt an die Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37) an. Dort ist zupackende Hilfe gefordert. Hier in dieser Situation dagegen ist das eine Notwendige das Hören auf das Wort Jesu, aus dem das entsprechende Handeln folgen soll. Dem hat sich sogar das von Marta zweimal angeführte und in der späteren Kirche hochgeschätzte „Dienen“ (diakonia) unterzuordnen. Die Wiederholung des Namens „Marta, Marta“ deutet einen leichten Tadel an (vgl. Lk 22,31). Maria erweist sich zu Füßen ihres Meisters (vgl. Apg 22,3) als wahre Jüngerin, die auf ihn hört, um von ihm zu lernen.

Die Auferweckung des Lazarus ist das siebte und letzte Zeichen Jesu im Johannesevangelium (Joh 11,1–53). In den vorausgehenden Kapiteln hatte sich eine Spannung aufgebaut, die im Beschluss der Gegner Jesu zu ihrem Höhepunkt gelangt: ihn zu töten, damit nicht „alle an ihn glauben“. In der Geschichte vom reichen Mann und armen Bettler (Lk 16,19–31) könnte aufgrund von Lk 16,30 der Name Lazarus auf den Bruder der beiden Frauen übertragen worden sein.

Auch im Johannesevangelium ist Marta die Wortführerin der beiden Schwestern. Sie drückt zunächst ihr Vertrauen in die Fürbittmacht Jesu bei Gott aus (Joh 11,22), um dann – als Frau und Nicht-Amtsträgerin – ein ähnlich weitreichendes Bekenntnis wie Simon Petrus bei Cäsarea Philippi (Mk 8,29 parr) an Jesus abzulegen: „Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll!“



▲ Jesus bei Marta und Maria: Kirchenfenster in der Pfarrkirche Sainte-Marie-Madeleine in Marcoussis im Département Essonne.

Maria wiederholt die Worte Martas (V. 21): „Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben“ (V. 32). Doch ihre Tränen führen zu einer tiefen Erschütterung Jesu, der sich trotz seiner Göttlichkeit hier als wahrer Mensch erweist.

In Joh 12,1–11 tritt Maria nochmals in Erscheinung. Wie bei Mk 14,3–9 und Mt 26,6–13 leitet die Geschichte von der Salbung Jesu auch bei Johannes die Passion Jesu ein. Bei Lukas wird sie in einen anderen Zusammenhang eingeordnet (Lk 7,36–50). Hier wird die dort ungenannte Frau mit Maria aus Betanien identifiziert. Sie gießt kostbares Nardenöl über Jesu Füßen aus, ein Zeichen der großen Liebe zu ihm, wie auch die von ihm an den Jüngern vollzogene Fußwaschung als Zeichen der Liebe gedeutet wird (Joh 13,1). Zugleich weist die Salbung schon auf den Tod Jesu voraus (Joh 12,7). Seine Salbung ist ein Beispiel dafür, wie eine allen vier Evangelisten vorliegende Geschichte von diesen je nach ihrer Theologie verschieden ausgestaltet wurde.

Abt. em. Emmeram Kränkl OSB

Was bedeuten Marta, Maria und Lazarus für uns heute?

Die drei Geschwister repräsentieren die drei göttlichen Tugenden: Marta den Glauben, Lazarus die Hoffnung und Maria die Liebe. Marta wird als Vorbild eines vertrauensvollen Glaubens vorgestellt. Maria weist auf die Wichtigkeit des Hörens hin. Jüngerschaft setzt die Bereitschaft voraus, zuerst einmal das Wort Gottes in sich aufzunehmen. Sonst wird unser Tun geschäftige Betriebsamkeit. Die Totenerweckung des Lazarus schließlich ist ein Zeichen, dass Gott mehr kann, als Verstorbene in das irdische Leben zurückzuführen. Wer an Jesus glaubt, „wird leben, auch wenn er stirbt“; denn er ist die „Auferstehung und das Leben“. Das kostbare Nardenöl mag ein Zeichen dafür sein, dass auch Ausgaben für scheinbar Nutzloses wie den Bau und die Ausstattung künstlerisch wertvoller Kirchen oder für die „Verschwendung“ von Zeit für feierliche Gottesdienste und kirchliche Feste ihren Platz haben. Die Liebe rechnet nicht.

KONFLIKT UM CHRISTLICHE SYMBOLE

Das Kreuz: Stein des Anstoßes

„Befremdlicher“ Vorfall bei der Klagemauer – Kein Platz für Christen in Jerusalem?

JERUSALEM (KNA) – In der sensiblen Jerusalemer Religionslandschaft hat ein Video für Aufregung gesorgt, das ein „Spiegel“-Journalist auf Twitter teilte. Es dokumentiert einen Vorfall in der Nähe der jüdischen Klagemauer, den Beobachter als Beleg für zunehmende antichristliche Tendenzen in Israel werten.

Das Video zeigt Nikodemus Schnabel, den Abt der deutschsprachigen Benediktiner auf dem Jerusalemer Zionsberg. Eine Mitarbeiterin der für die Klagemauer zuständigen „Western Wall Heritage Foundation“ fordert ihn auf, sein Brustkreuz zu verdecken. Es sei „wirklich groß und unangemessen für diesen Ort“, sagt sie und beruft sich auf angebliche neue Regelungen für die jüdische Gebetsstätte.

Die Sache sei banaler und damit skandalöser, als sie bei einigen angekommen sei, meint Schnabel. Gegenüber der Katholischen Nachrichten-Agentur schildert er das Geschehen. Er habe Bundesbildungsministerin Bettina Stark-Watzinger (FDP) am frühen Morgen durch die Altstadt geführt. Die letzten Meter sei die Gruppe „in keiner Weise provokativ“ über den Vorplatz der Klagemauer gegangen. Dort sei es zu der Aufforderung gekommen.

„Ungebührliche Kleidung“

Schnabel erläutert, der Vorplatz sei „kein Sakralraum, was sich auch daran ablesen lässt, dass Männer dort keine Kippa tragen müssen. Das ist so, als würde jemand auf der Kölner Domplatte Passanten wegen ungebührlicher Kleidung ermahnen.“ Ein Besuch oder Gebet an der Klagemauer, „was ich als Abt sowieso nicht machen würde“, seien nicht geplant gewesen, macht Schnabel deutlich und fährt empört fort: „Darf ich nicht einmal mehr in meinem Abtgewand durch den öffentlichen Raum gehen?“

Die Ministerin bezeichnete den Zwischenfall als „befremdlich“, verwies aber auf eine Entschuldigung der „Western Wall Heritage Foundation“. Die „höfliche“ Anfrage der Platzanweiserin sei „aus Respekt vor dem Besucher und der Stätte“ erfolgt, heißt es in der Stellungnahme. Die Entscheidung des Abtes, sein Kreuz nicht abzudecken, sei respektiert worden. Vorschriften in Sachen



▲ Juden beim Gebet an der Klagemauer, einem Überrest des Jerusalemer Tempels.

Fotos: KNA

Kreuze, erklärte das Büro des Klage-mauerrabbiners Schmuël Rabinowitsch, gebe es nicht.

In der Vergangenheit äußerte sich Rabinowitsch jedoch eindeutig: Nicht nur Päpste, Bischöfe oder Äbte sollten ihre Kreuze von der westlichen Umfassungsmauer des zweiten jüdischen Tempels fernhalten. Auch sichtbare Kreuzanhänger von Pilgern seien unerwünscht. 2009 regte er an, Papst Benedikt XVI. möge bei seinem Besuch ohne Brustkreuz an die Stelle herantreten. Kritiker warfen dem Rabbiner damals Intoleranz vor.

Schon 2007 habe Rabinowitsch die Vollversammlung der Österreichischen Bischofskonferenz an der Klagemauer auflaufen lassen, erinnert sich Markus Bugnyar, Rektor des Österreichischen Hospizes in Jerusalem und damals für die Organisation des Besuchs verantwortlich. Dass die Bischöfe mit Brustkreuzen erschienen seien, habe weder mit Ignoranz noch dem Willen zur Provokation zu tun gehabt.

„Nach dem geplanten Besuch an der Klagemauer und einem Treffen mit Rabinowitsch fuhren die Bischöfe weiter zur Holocaustgedenkstätte Yad Vashem, wo sie Verantwortungsbewusstsein als kirchliche Repräsentanten zeigen wollten – in Bischofskleidung mit Brustkreuz“, sagt Bugnyar. Das habe man der Verwaltung der Klagemauer klar kommuniziert. Weil die Bischöfe der Forderung nicht nachgekommen sind, ihre Kreuze abzunehmen, sei es weder zu dem Treffen noch einem Besuch an der Gebetsstätte gekommen.

Anders verhielten sich im Oktober 2016 der damalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Marx, und der Ratsvor-

sitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Heinrich Bedford-Strohm. Als sie gemeinsam den Jerusalemer Tempelberg besuchten, der den Muslimen heilig ist, legten sie ihre Brustkreuze ab. Nikodemus Schnabel verteidigte das damals als Zeichen des Respekts.

Mit Kippa oder Kopftuch

Auch mit Blick auf den aktuellen Vorfall äußert Schnabel Verständnis – auch wenn er die Art und Weise der Aufforderung als höchst unhöflich bezeichnet. Wenngleich er als Gastgeber in der Dormitio-Abtei jeden herzlich willkommen heiße, „ob mit Kippa, Kopftuch oder barfuß“, hinterfrage er sich als Gast an fremden heiligen Orten besonders

gründlich. Über vieles lasse sich reden. Im öffentlichen Raum für seine christliche Arbeitskleidung angefeindet zu werden, sei jedoch „indiskutabel“. Jerusalems jüdisches Viertel dürfe nicht zu einer „No-go-Area“ für Christen werden.

Leider gebe die gegenwärtige Regierung derartigen Richtungen Rückendeckungen, beklagt der Ordensmann, der als kritischer Beobachter und Betroffener zunehmender radikal-jüdischer, antichristlicher Tendenzen bekannt ist. Es sei eine Tendenz spürbar, die Grenze zwischen weltlich und sakral zu verwischen. Jüdische Extremisten sind demnach offenbar der Ansicht, dass „ganz Jerusalem heilig ist und es in der Stadt keinen Platz für Kirchen gibt“.

Andrea Krogmann/red



▲ Nikodemus Schnabel ist Abt der Jerusalemer Dormitio-Abtei (im Hintergrund).



▲ Der damalige irakische Präsident Barham Salih verabschiedet Papst Franziskus 2021 in Bagdad. Salihs Nachfolger Abdul Latif Raschid entzieht der Kirche Privilegien.

BAGDAD (KNA) – Im Irak ist ein heftiger Streit zwischen Regierung und chaldäischer Kirche entbrannt. Der Grund: Präsident Abdul Latif Raschid hob ein Dekret seines Vorgängers auf, das Patriarch Louis Raphaël Sako weitreichende Befugnisse zur Verwaltung chaldäischer Stiftungsangelegenheiten einräumte. Der Kardinal spricht im Interview von einem „unglaublichen Präzedenzfall“.

Herr Kardinal, erklären Sie uns bitte die aktuelle Lage im Irak.

Vor einigen Tagen hat der irakische Präsident ein Dekret aufgehoben, das meine Autorität als Kirchenoberhaupt in Eigentumsfragen anerkannte. Meine spirituelle Autorität als Kirchenoberhaupt oder meine Weihe kann er nicht aufheben. Das Dekret wurde von Raschids Vorgänger, Präsident Dschalal Talabani, erlassen. Aber auch aus osmanischer Zeit gab es entsprechende Anerkennungsdekrete, die Fermane genannt werden.

Wenn der Präsident Zweifel an der Rechtsgrundlage des Dekrets hatte, fragen wir uns, warum er nicht nach seiner Wahl tätig wurde. Anfangs war er sehr freundlich. Ich habe ihn zweimal getroffen. Warum hat er die Angelegenheit nicht mit uns erörtert?

Was steckt Ihrer Einschätzung nach dahinter?

Es zeigt, dass er unter großem Einfluss der Babylon-Milizen steht, die sich christlich nennen, aber in Wahrheit eine schiitische Gruppe mit wenigen Christen sind. Möglicherweise erhält Raschid von den Milizen falsche Informationen und war sich nicht über die Konsequenzen seines Handelns bewusst.

Es handelt sich jedenfalls um einen unglaublichen Präzedenzfall,

KARDINAL SAKO IM INTERVIEW:

Wir haben jedes Recht, im Irak zu bleiben

Chaldäer-Patriarch zum Streit seiner Kirche mit Iraks Regierung

für den es keine Grundlage gibt. Aber ich erfahre auch eine große

Solidarität. Viele irakische Anführer stehen auf meiner Seite und üben

Druck auf den Präsidenten aus, ein neues Dekret zu erlassen.



▲ Louis Raphaël Sako ist Oberhaupt der chaldäischen Kirche.

Fotos: KNA (2)

Welche praktischen Konsequenzen hat die Aufhebung?

Er kann mich daran hindern, über unser Eigentum und unsere Finanzen zu verfügen, mit dramatischen Folgen für unsere Kirche. Gleichzeitig haben wir auch Besitz in der Autonomen Region Kurdistan, in der der irakische Präsident keine Autorität hat. Raschid muss wissen, dass er uns nicht angreifen kann, dass wir sehr stark sind.

Als Kirche sind wir vom irakischen Staat anerkannt und die zweitgrößte Religionsgruppe nach den Muslimen. Die chaldäische Kirche ist immer für alle Iraker eingestanden, hat einen Rechtsstaat mit Bürgerrechten für alle gefordert.

Sie haben angekündigt, sich vorerst in die Kurdenregion zurückzuziehen. Haben Sie Angst um Ihren Patriarchatssitz in Bagdad?

Ich werde mich nach Erbil begeben, bis das Problem gelöst ist. Natürlich habe ich Angst um unseren Besitz in Bagdad, wenn ich nicht dort bin. Die Milizgruppe, von der wir reden, hat Häuser von Christen in der Ninive-Ebene und an anderen Orten besetzt. Unsere Christen haben Angst vor grundlosen Übergriffen, sie sind in Panik.

Wie war die Lage der irakischen Christen, bevor sich dieser Konflikt zuspitzte?

Der Irak muss seine Kultur und seine Gesetze ändern. Als Christen werden wir als Zweite-Klasse-Bürger betrachtet. Aber wir sind Iraker. Wir waren im Irak, bevor die Muslime da waren. Wir waren die Mehrheit und haben das Land und seine Kultur geprägt. Sie müssen uns dankbar sein, anstatt uns zu marginalisieren und zum Auswandern zu drängen.

Hält die Abwanderung weiterhin an, oder gibt es Christen, die zurück in den Irak kommen?

Nur die Armen und die Mittelklasse bleiben im Irak, die es sich nicht leisten können, in der Türkei oder im Libanon zu leben. Vor dem Regimewechsel waren allein wir Christen etwa 1,5 Millionen. Heute sind wir 500 000.

Sie haben viele Schwierigkeiten erwähnt. Welche Bilanz ihrer zehnjährigen Amtszeit ziehen Sie?

Es ist ein ständiger Kampf für die Rechte der Christen, aller Christen, nicht nur der Chaldäer. 2013, als ich Patriarch wurde, hatten wir Al-Kaida. 2014 kam der Islamische Staat und führte zum Exodus der Christen. 120 000 Menschen verließen die Ninive-Ebene und Mossul. Ich bin in die Kurdenregion gegangen, um sie dort willkommen zu heißen und ihnen zu helfen. Ich habe nach Wohnungen gesucht, nach Kliniken, Schulen. Am Anfang waren wir die einzigen, die diese Arbeit leisteten.

Als Mossul und Ninive befreit wurden, bin ich mit einigen Bischöfen und Priestern dort hingegangen, um Häuser zu reparieren und die Menschen zur Rückkehr zu

bewegen. Zum Glück sind rund 60 Prozent der Vertriebenen zurückgekehrt. Aber der Irak ist kein Land, in dem man in Würde leben kann. Menschenrechte gelten nichts. Es herrscht Korruption.

Was erwarten Sie für die Zukunft?

Es ist ein Konflikt um Sein oder Nichtsein für uns. Ich bin überzeugt, dass wir diesen Konflikt bewältigen und die Christen viel stärker aus ihm hervorgehen. Wir werden im Irak bleiben – und wir haben jedes Recht dazu. Unser Kopf wird sich erheben. Wir sind Bürger des Iraks und müssen unsere Rechte und Würde einfordern.

Sie haben unlängst Ihren 75. Geburtstag gefeiert.

Das stimmt nicht. Ich wurde 1949 geboren. Aber ich hatte einen älteren Bruder selben Namens, der gestorben ist. Meine Eltern haben mir seine Geburtsurkunde gegeben. Ich werde also erst nächstes Jahr am 4. Juli 75 Jahre alt.

Stimmt es, dass Sie den Plan haben, mit 75 Jahren dem Papst Ihren Rücktritt anzubieten, wie es das Kirchenrecht etwa für Bischöfe vorsieht?

Rechtlich gibt es keine Verpflichtung für einen orientalischen Patriarchen, dem Papst seinen Rücktritt anzubieten. Aber ich werde auch irgendwann Ruhe benötigen. Und ich möchte Jüngeren eine Chance geben. Ob ich dem Papst nächstes Jahr meinen Rücktritt anbiete oder nicht, wird sehr von der Situation im Irak abhängen. Schon jetzt bitten mich viele Menschen und Bischöfe, im Amt zu bleiben.

Interview: Andrea Krogmann



▲ Iraks kurdischer Präsident Abdul Latif Raschid (links) schüttelt bei einem Staatsbesuch in Aserbaidschan seinem dortigen Amtskollegen Ilham Alijew die Hand.

Was heißt eigentlich „heilig“?

Im Leben und im Sterben mancher Menschen ist das Wirken Gottes so deutlich zu erkennen, dass diese Menschen Heilige genannt werden. In ihnen verehren wir das Wirken Gottes, der die Menschen „heil“ und „ganz“ möchte. So auch bei Bischof Ulrich (890 bis 973), der schon kurz nach seinem Tod als Heiliger verehrt wurde und der als erster Mensch offiziell vom Papst zur Ehre der Altäre erhoben wurde.

Viele spannende Informationen zum heiligen Ulrich finden Sie unter: www.heiliger-ulrich.de



Der heilige Ulrich
MultimediaReportage
www.heiliger-ulrich.de



VOM BISCHOF GESEGNET

Lachender Engel für Regensburg

Markus Lüpertz' Glasfenster tauchen Museumskirche St. Ulrich in heiteres Licht



▲ Das bunte Glasfenster des Künstlers Markus Lüpertz zeigt funkelnde Farben und einen lachenden Engel.

Foto: Prahl

REGENSBURG – Regensburg ist um eine Kunstattraktion reicher: Die Kirchenfenster des Künstlers Markus Lüpertz in der Museumskirche St. Ulrich am Dom sind fertig. Am Dienstag segnete sie Diözesanbischof Rudolf Voderholzer und übergab sie damit der Öffentlichkeit.

Die beiden Fassaden-Rosetten leuchten beim Betreten des Gotteshauses – und tauchen den frühgotischen Kirchenraum in eine geradezu heitere Atmosphäre. Die stark in Felder unterteilte Rosette an der Westseite wird von einem lachenden Engel dominiert: Er schmunzelt, während er die Hände nach oben ausstreckt und die Menschen ins himmlische Paradies erhebt.

Dabei erinnert er an den lachenden Engel, die berühmteste Figur aus dem Regensburger Dom gleich nebenan. Im oberen Teil der Rosette herrschen Licht und Fröhlichkeit. Die dunkle, untere Hälfte des Runds fokussiert mehr auf die Vergänglichkeit und Verdammnis auf Erden. Totenköpfe sind zu erkennen. Der Maler und Bildhauer Markus Lüpertz hat in St. Ulrich eine

hoffnungsvoll-christliche Vision für die Menschheit gezeichnet.

Nur noch bis zu diesem Sonntag sind seine Glaskunstwerke bei Führungen und kleinen Konzerten zu besichtigen. Später ist ein Besuch zunächst nur mehr per Anmeldung möglich, denn die Museumskirche wird als besonderer Ort des gerade entworfenen Museumsquartiers des Bistums Regensburg am Dom erst wieder 2026 geöffnet.

Mit Spannung wurde erwartet, wie der fast 800 Jahre alte Kirchenraum aus der Zeit der Frühgotik aussehen würde, wenn Lüpertz ihn mit seinen expressiven Figuren und seiner kraftvollen Farbigkeit ausstattet. Der 82-Jährige gestaltet seit langem Kirchenfenster, ob für die Kölner Dominikanerkirche St. Andreas oder die Bamberger Elisabethkirche. Meist reagieren die Kirchengemeinden euphorisch auf die Kunst Lüpertz'. Streit gab es nur in der Marktkirche in Hannover, für die er ein zwölf Meter hohes Reformationsfenster entworfen hat. Doch auch der ist mittlerweile beigelegt.

Seine Entwürfe hatte Lüpertz 2021 zu einer Ausstellung in St. Ulrich mitgebracht. „Wir kannten

nur die Entwürfe, als ich zum ersten Mal in der Glasmalwerkstatt in Tannusstein war. Ich war sehr aufgeregt, wie es umgesetzt aussieht“, sagt Maria Baumann, Leiterin der Kunstsammlungen der Diözese Regensburg. Nach dem Einbau der Fenster ist Baumann „sehr glücklich, dass dieses Leuchten der Museumskirche St. Ulrich eine ganz andere Atmosphäre gibt“.

Zum einen habe Lüpertz in seiner Glaskunst in der Tradition des



▲ St. Ulrich am Dom wird seit dem 19. Jahrhundert als Museum genutzt.

Mittelalters gearbeitet: Bleistege verbinden die etwa 2000 einzelnen Glasstücke miteinander, „genauso wie in der Zeit der Gotik gearbeitet wurde“. Zum anderen nehme Lüpertz die christliche Bildsprache auf: Der Fisch als urchristliches Symbol wird sowohl als Ornament als auch als Attribut und Erkennungszeichen des heiligen Ulrich, des Patrons der Kirche, beispielsweise in der Ostrosette aufgegriffen.

Organisch eingefügt

An den Glaskunstwerken sei zu spüren, dass er sich nicht gegen den Raum positioniere, sondern sein Werk zwar mit eigenem Akzent, aber dennoch organisch und stimmig einfüge, betont Baumann. Auffallend war für sie, dass Lüpertz, der renommierte Malerfürst, dem Raum der profanierten Kirche von Anfang an „mit Respekt und auch Demut“ begegnet ist. Lüpertz sei von dem gotischen Juwel sofort begeistert gewesen, als die Kunsthistorikerin ihn zum ersten Mal durch die Museumskirche führte.

Bei dieser Gelegenheit sei auch die Idee aufgekommen, St. Ulrich – seit langem ein Museum, aber ursprünglich zwischen 1220 und 1230 als herzogliche Kapelle errichtet – mit bunten Fenstern auszustatten, „weil relativ untypisch für eine gotische Kirche nur Klarsichtfenster realisiert waren“. Eine ursprünglich farbige Glasarchitektur hält Baumann für wahrscheinlich, weil sich die Baumeister an den Kathedralen in Paris und Laon orientierten. Jedenfalls sagte Lüpertz dem Projekt spontan zu. Das war 2020.

Auf Akzeptanz sei das Vorhaben auch bei den zuständigen Behörden gestoßen. Der Freistaat Bayern als Eigentümer, der Regensburger Bischof, das Domkapitel, die Denkmalpflege: Alle hätten ihr Einverständnis erklärt, damit in der frühgotischen Kirche neue Fenster eingesetzt werden konnten. Selbst die Finanzierung sei schnell angefallen. Sie wurde ausschließlich von Privatleuten, darunter etliche Großspender, getragen.

Und Markus Lüpertz kündigte an, auf sein Honorar verzichten zu wollen, sollte das Geld nicht reichen, sagt Baumann schmunzelnd und fügt hinzu: „Im Moment muss er noch verzichten.“

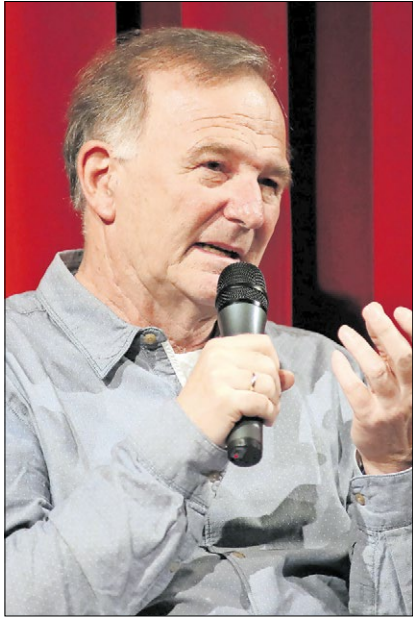
Gabriele Ingenthron

EXKLUSIV-INTERVIEW

„Ohne Liebe geht nichts“

Für Schauspieler Michael Lerchenberg sind Fernsehen und Bühne wie eine Berufung

Fotos: Imago/Ulrich Wagner, Imago Lindenthaler



MÜNCHEN – Michael Lerchenberg begeht am 3. August seinen 70. Geburtstag. Bekannt wurde der bayerische Schauspieler in der Rolle des Prälaten Barthel Hinter in der Krimiserie „Der Bulle von Tölz“ an der Seite von Ottfried Fischer und als Darsteller des Bruders Barnabas beim Starkbieranstich auf dem Nockherberg. Im Exklusiv-Interview spricht der Absolvent der Otto-Falckenberg-Schule, einer Schauspielschule in München, über den Glauben im Gegensatz zur Glaubensausübung, das Schauspiel als Berufung und das Dreigestirn Glaube, Liebe, Hoffnung.

Herr Lerchenberg, können Sie sich bitte kurz beschreiben?

Ich bin Ehemann, Familienvater, Opa und verdiene mein Geld als Schauspieler, Regisseur und Autor. Außerdem war ich 15 Jahre lang der Leiter der ältesten und größten deutschen Open-Air-Festspiele.

Glauben Sie an Gott?

Zuweilen, ja.

Wie erklären Sie sich den Umstand, dass viele Menschen den Glauben als Privatsache bezeichnen?

Man muss zwischen Glauben und Glaubensausübung unterscheiden. Mein Glaube, an was auch immer, ist Privatsache. Aber die Ausübung des Glaubens, oder sagen wir das Bekenntnis, findet ja zumeist öffentlich statt. Und dann ist es auch nicht mehr privat.

◀ Michael Lerchenberg kürzlich bei einer Veranstaltung in München. Das Bild rechts zeigt ihn 2008 als „Bruder Barnabas“ beim traditionellen Starkbieranstich auf dem Münchner Nockherberg. Die Figur des Mönchs mimte er bis 2010.

Ist der Glaube auch ein Mix aus Zuversicht, Einfühlungsvermögen und Vertrauen?

Zuversicht ja, Vertrauen auch. Es heißt ja auch Gottvertrauen. Einfühlungsvermögen? Weiß ich nicht.

Wie kamen Sie zum Schauspiel oder das Schauspiel zu Ihnen?

Ein alter Kollege hat mal gesagt: „Schauspieler muss man werden!“ Genauso ist es. Das ist wie die Berufung zu einem geistlichen Beruf. Das kann man nicht wirklich erklären. Man muss einfach spielen. Oder warum können so viele Kollegen am Existenzminimum leben, wenn sie nicht diese Berufung hätten, ihre Passion? Was ja auch heißt: Leidenschaft!

Vielen sind Sie als Prälat Hinter in der TV-Serie „Der Bulle von Tölz“ in Erinnerung. Werden Sie heute noch oft auf diese Rolle angesprochen?

Ja, doch. Diese Serie ist ja auch nicht totzukriegen und wird insbesondere im ORF noch ständig wiederholt.

Apropos Rolle: In welche würden Sie am liebsten hineinschlüpfen?

Am liebsten wäre ich Kapitän eines Schiffs, am besten eines Segelschiffs.

Welchen anderen Beruf würden Sie gerne mal ausprobieren?

Fußballreporter am Radio.

Was verbinden Sie mit dem Dreigestirn Glaube, Liebe und Hoffnung?

So es Menschen wirklich ohne einen Glauben gibt, tun sie mir leid. Ohne Liebe geht es nicht! Und die Hoffnung stirbt zuletzt.

Was verzeihen Sie sich am ehesten, was anderen?

Fragen Sie mich lieber, was ich nicht verzeihe: Das ist die offensichtliche Lüge, wenn mich jemand für blöd verkaufen will. Und die Intrige.



Haben Sie Angst vor dem Tod?

Vor dem Tod nicht. Eher vor dem wie. Da gibt es ja ganz grausame Varianten.

Ein zeitloses Lebensmotto zum Schluss ...

Auf geht's!

Interview: Andreas Raffener

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Er war leidenschaftlicher Wissenschaftler und asketischer Mönch, Vordenker und Friedensstifter.

Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Und sein großes Wissen versetzte die Welt in Staunen: Albert von Lauingen.

Begegnen Sie diesem besonderen Heiligen unter:
www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage



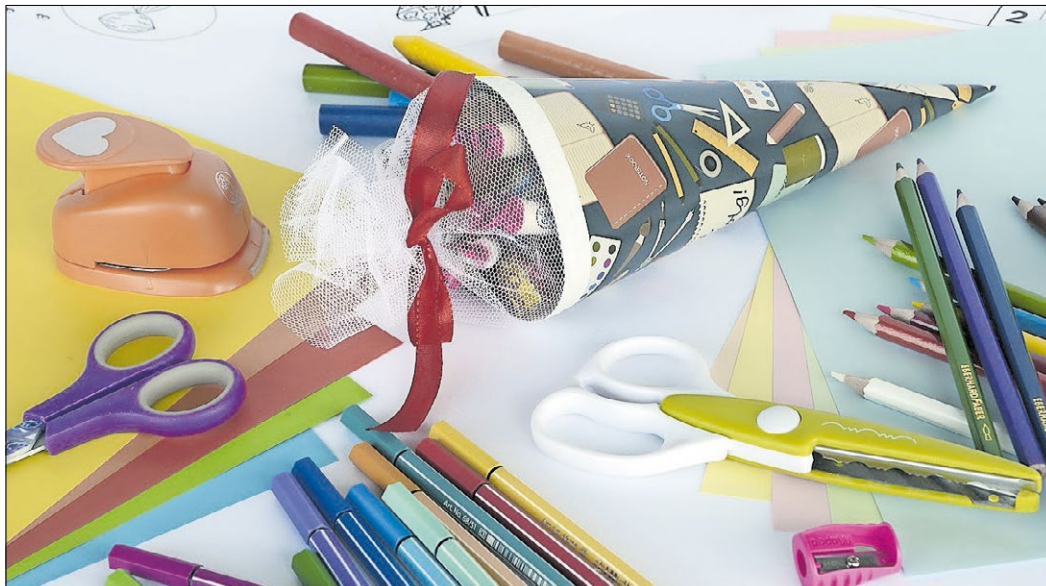
Fotos: © Sankt Ulrich Verlag

Buchtipps

Der Bruder als neuer Gegner

ERAGON – DIE WEISHEIT DES FEUERS
Christopher Paolini
cbj, ISBN 978-3-570-12805-3
26 Euro (gebundene Ausgabe;
auch als Taschenbuch erhältlich)

Eragon kann es nicht fassen: Er hat seinen Cousin Roran wiedergefunden! Nachdem sie die Schlacht in Surda gegen das Imperium von König Galbatorix geschlagen haben, löst Eragon sein Versprechen ein, mit Roran den Tod seines Onkels (also Rorans Vater) zu rächen und die Verlobte seines Cousins, Katrina, aus den Fängen von Galbatorix' Schergen zu befreien. Überschattet wird die Suche nach Katrina von der für Eragon schrecklichen Erkenntnis, dass sein Freund Murtagh, der beim Kampf in der unterirdischen Zwergenstadt Tronjheim verschwand, zu Galbatorix gebracht wurde. Dort erwählte ihn ein Drache zu seinem Reiter, doch dann wurden beide vom König gezwungen, ihm einen Eid zu schwören. Murtagh und sein Drache „Dorn“ stehen also auf der Gegenseite. Und als wäre dies noch nicht genug, muss Eragon zudem verarbeiten, dass Murtaghs grausamer Vater Morzan, ein abtrünniger Drachenreiter, auch sein Vater war – und er somit nun gegen seinen Bruder kämpfen muss. Auch Eragons Drachendame Saphira hat einiges zu bewältigen. König Galbatorix will sie fangen, da sie das einzig verbliebene Drachenweibchen ist. Er hofft, dass sie sich mit einem der männlichen Drachen paart, die er in seiner Gewalt hat, damit sich seine Macht durch den Drachennachwuchs noch weiter vergrößert. Und dann schickt Eragon sie auch noch plötzlich mit Roran und der befreiten Katrina weg. Saphira war noch nie länger von Eragon getrennt. Kann das gutgehen? – Der bislang spannendste Band der Eragon-Reihe! vf



◀ Für viele Hunderttausend Kinder in Deutschland beginnt bald der Ernst des Lebens: die Schule. Zur Einschulung liegen die Schultüte und der erste Schulranzen bereit. Wer noch keinen hat, wird vielleicht beim Kinderschutzbund fündig.

Foto: gem

ERSTKLASSIGES AUS ZWEITER HAND

Gegen den Trend zum Konsum

Kinderschutzbund pflegt Nachhaltigkeit bei Schulranzen

STARNBERG – In manchen Bundesländern ist das Schuljahr bereits beendet, in anderen geht es mit großen Schritten seinem Ende entgegen. Damit leuchtet auch schon das nächste herüber. Und es stellt sich für viele Familien die Frage der Beschaffung eines geeigneten Schulranzens für ihr Erstklasskind, das dem Tag seiner Einschulung meist aufgeregt entgegenfiebert. Dass man bei diesem Thema nachhaltig handeln kann, beweist eine Aktion des Kinderschutzbunds in Starnberg.

Dieser hat damit bereits erste Erfolge erzielen können. „Allerdings“, berichtet Gosia Hannemann, sei die Nachfrage dabei durchaus noch steigerungsfähig. „Bereits im Frühjahr dieses Jahres veranstalteten wir in unseren Räumen einen Schulranzen-Basar, den wir überall in Einrichtungen, wo es um Kinder geht, fleißig beworben hatten“, berichtet sie. Unterstützt wird sie von ihrer Kollegin Martina Rusch.

Seit Jahren läuft im Familienzentrum des Starnberger Kreisverbands des Kinderschutzbunds in einer stattlichen, alten Villa diese Aktion. Unter dem Slogan „Nachhaltigkeit zum Mitnehmen“ bieten die beiden jungen Frauen gespendete Schulranzen aller Art an. Sie vermitteln ein phantasievolles, buntes Bild des Schulalltags.

Gegen eine kleine Spende, die für zahlreiche weitere Projekte des Kinderschutzbunds übers Jahr verwendet wird, kann sich der Schulanfänger, wie in einem Fachgeschäft, aussuchen, was ihm gefällt. „Die künftigen Schüler wissen auch meist sehr genau, was sie wollen“, erzählt

Geschäftsführerin Martina Rusch. Das Modell früherer Generationen, bei denen ein einmal angeschaffter Ranzen selbstverständlich von Kind zu Kind in der Familie weitergereicht wurde, ist nicht mehr „in“ – und bei Geschwisterkindern in ähnlichem Alter auch schlicht nicht möglich. Konsum heißt die eher aktuelle Masche.

Großartiges Sortiment

Die Motive auf den Schultaschen sind äußerst vielfältig. Da gibt es florale Muster ebenso wie Aufdrucke von flinken Delphinen, die bei Jungen relativ hoch im Kurs stehen, und sogar Rennautos auf dem Deckel. Selbstverständlich haben die Designer auch an Pferdenarren

und künftige Fußballstars gedacht. Das aktuelle Sortiment ist riesig, da bleibt kaum ein Wunsch unerfüllt.

„Die Ansprüche der Kleinen muss man durchaus als nicht gerade bescheiden bezeichnen“, erzählt Gosia Hannemann, der diese Idee der Nachhaltigkeit sehr am Herzen liegt. Wenn sich der künftige ABC-Schütze „sein“ Modell ausgesucht hat, findet er häufig sogar den dazu passenden Turnbeutel und ein im gleichen Muster gehaltenes Schlampermäppchen, das besonders bei Mädchen hoch im Kurs steht.

Angeboten werden im Familienzentrum auch neuwertige Schuhe. Sie wurden dem Kinderschutzbund von einem während der Corona-Pandemie geschlossenen Fachhandel überlassen. Renate Reitzig



▲ Es muss nicht das neueste Modell sein: Gosia Hannemann (links) und Martina Rusch zeigen gebrauchte Schulranzen, die auf ABC-Schützen warten. Foto: Reitzig



Von der Nationalelf ins Team vom lieben Gott

Bettina Berens: Eine Profifußballerin wird Ordensschwester

MÖNCHENGLADBACH – Der „Kick“ in ihrem Leben hat nie gefehlt. In den 1980er und 90er Jahren war sie eine erfolgreiche Fußballerin in der Frauen-Bundesliga, trat einmal sogar für die Nationalmannschaft an. Heute spielt Bettina Berens im „Team“ vom lieben Gott: als Schwester Bettina Maria. Nach einer Fuß-Operation beendete sie ihre Karriere als Sportlerin und wurde schließlich Ordensschwester.

Fußball spielte die heute 54-jährige zunächst nur mit Freunden und Nachbarskindern – aus reiner Freude. Ihr Sportlehrer erkannte die Fußball-Affinität des nicht mal 14-jährigen Mädchens und bat die Eltern, das Talent ihrer Tochter durch eine Mitgliedschaft in einem Verein zu fördern. „Meine Position war Linksaußen“, erklärt Schwester Bettina Maria.

Da sie mit beiden Füßen gut schießen konnte, wurde sie zu einer gefragten Spielerin. Sie wechselte zum TuS Ahrbach im Westerwald, mit dem sie schließlich erstklassig wurde. Ihre piffige Spielführung führte dazu, dass sie bald sogar in die Nationalmannschaft berufen wurde. In einem Spiel 1992 gegen Italien kam sie zum Einsatz. Doch

dann das jähe Ende: „Mit 28 Jahren musste ich mich einer Sprunggelenk-OP unterziehen und der Arzt riet mir, meine Fußballkarriere zu beenden.“

Dass die Sportlerin nach dem Ende ihrer aktiven Laufbahn Or-



▲ Den Umgang mit dem runden Leder hat Schwester Bettina Maria nicht verlernt. Foto: privat

densfrau wurde, liegt wohl auch in ihrem familiären Werdegang begründet: Sie wuchs in einer praktizierend katholischen Familie in Bitburg (Eifel) auf. Da die sonntäglichen Fußballtrainings zumeist nachmittags stattfanden, kam sie nicht in die Verlegenheit, das runde Leder dem Gottesdienst vorzuziehen. „Außerdem nutzte ich auch die Gelegenheit der Vorabendmesse am Samstag“, erinnert sie sich.

Harte Schicksalsschläge

Schon früh hatte Bettina Berens harte Schicksalsschläge zu verkraften: Ihre beste Freundin starb mit gerade einmal acht Jahren. Ihr Vater war noch vor der Geburt seiner Tochter ums Leben gekommen. Nachdem die Mutter wieder geheiratet hatte, zog die Familie um. Das Fußballspiel wurde für Bettina auch zu einem Ventil, diese Lebensbrüche besser verarbeiten zu können. „Das Fußballspielen gab mir immer wieder Halt und auch Familie“, berichtet die Ordensfrau.

Einen festen Halt gab ihr auch ihr Glaube: „Wenn es schwierig in meinem Leben wurde, hatte ich immer die Vorstellung: Da oben im Himmel sitzt ein liebevoller Vatergott. Mein Vater ist gestorben, als mei-

Die deutsche Fußball-Nationalmannschaft der Frauen traf beim ersten Spiel der aktuellen WM auf Marokko. Anfang der 1990er Jahre spielte Bettina Berens selbst einmal für die Nationalelf.

Foto: Imago/AAP

ne Mutter mit mir schwanger war. Als Kind habe ich daher oft gehört: ‚Dein Papa ist im Himmel.‘ Daher war er für mich ein liebevoller Vater dort oben. Diese Vorstellung war wie ein Anker für mich. Ich wusste, da ist ein Vater, der mich bedingungslos liebt.“

Heute gehört sie dem Orden der „Schwestern vom Kostbaren Blut“ an. Der Grund ist eine Aussage der Ordensgründerin Paula Emunds: „Gott ist mein Vater und ich bin sein Kind.“ Als sie das las, habe sie gewusst: „Hier bin ich richtig.“ 2003 verließ Schwester Bettina den Orden nach einem Bandscheibenvorfall wieder, da sie an diesem Lebensweg Zweifel hegte – nur um 2008 erneut einzutreten. Nach dem Postulat im österreichischen Wernberg und dem Noviziat in Toronto legte sie ihre Ewige Profess in der niederländischen Ordensniederlassung Aarle Rixtel ab.

Fußball in Ordenstracht

Die Schwester ist auch heute noch sportlich. Sie kickt aber nur noch privat und geht nicht mehr ins Stadion. Zumeist spielt Schwester Bettina in ihrer Ordenstracht, die bei dieser Betätigung offenbar kein Hindernis darstellt. Noch einmal ein Fußballtrikot zu tragen, kommt für die 54-jährige Ordensfrau nicht in Frage.

„Heute kicke ich nur noch mit Kindern und Jugendlichen und freue mich, wenn das Feld nicht zu groß ist und ich noch gut mithalten kann.“ Hin und wieder helfe sie sonntags beim Projekt „Open Sunday“: „Wir bieten Sport für Kinder in verschiedenen Hallen in Mönchengladbach an. Da ich eine Übungsleiterlizenz habe, werde ich für diese wertvolle Aktivität angefragt.“

Ansonsten arbeitet sie in Mönchengladbach als Seelsorgerin. „Hier begleite ich unter anderem Familien mit Migrationshintergrund. In den vergangenen Monaten war ich sehr engagiert in der Begleitung von ukrainischen Familien.“ Gerade habe sie eine Ausbildung zur Trauerbegleiterin für Kinder und Jugendliche abgeschlossen. „Mir geht es darum, in der Liebe Gottes immer weiter zu wachsen. Das ist heute mein Ziel“, sagt die Ordensfrau. Früher waren Tore ihr Ziel. *Elmar Lübberts-Paal*



◀ *Habsburgische Soldaten verhaften Wilhelm Tell (mit Sohn und Armbrust), der sich geweigert hat, den Gessler-Hut zu grüßen. Dargestellt ist die sehr wahrscheinlich unhistorische Szene am Landesmuseum in Zürich. Das Mosaik stammt von Hans Sandreuter (1901).*

SCHWEIZER FREIHEITSKÄMPFER

Ein Mythos, der längst bröckelt

Wilhelm Tell: Der Nationalheld der Eidgenossen hat womöglich nie gelebt

Für viele Schweizer ist Wilhelm Tell ein Nationalheld. Einer, den Friedrich Schiller mit seinem letzten großen Werk, seinem Drama „Wilhelm Tell“, in aller Welt berühmt machte. Millionen Menschen lernten ihn als Vater kennen, der seinem Sohn einen Apfel vom Kopf schießen muss. Aber auch als Kämpfer für die Freiheit, der mit dem Mord am tyrannischen habsburgischen Landvogt Gessler die Gewalt zum legitimen Mittel im Umgang mit Diktatoren machte.

Schillers Drama machte den Eidgenossen im 19. Jahrhundert zum Helden Europas. Ihm zu Ehren wurden in der Schweiz, die am 1. August ihre Bundesfeier begeht und damit an den Anfang ihres Wegs zur Unabhängigkeit erinnert, Brunnen und Denkmäler aufgestellt oder Kapellen und Hauswände mit Bildern bemalt. Sie zeigen Tell beim legendären Rütlichschwur, bei der Ermordung Gesslers in der Hohlen Gasse bei Küssnacht oder beim Schuss mit der Armbrust auf seinen Sohn. Immer wieder heroisierten theatralische Aufführungen den Mann, den es vermutlich nie gegeben hat.

Davon jedenfalls ist der Großteil der Wissenschaft inzwischen überzeugt. Auch ein Bösewicht namens Gessler ist urkundlich bis heute nicht zu fassen. Ja selbst skrupellose Landvögte, welche das eidgenössi-

sche Volk um das Jahr 1300 geplagt haben könnten, hat die Forschung bislang nicht ausgemacht. Dagegen verweist die Fachwelt auf eine ähnliche, Ende des zwölften Jahrhunderts in Dänemark entstandene Geschichte. Darauf könnte die Tell-Sage beruhen.

Allerdings fand in Skandinavien der Apfelschuss mit einem Bogen statt, nicht wie in der Schweiz mit der Armbrust. Und wo der nordische Held sich nach kühner Skifahrt durch einen Sprung über einen Felsen dem Tyrannen entzieht, lassen die Eidgenossen ihren Tell auf der Flucht vor Gessler aus einem Boot auf einen rettenden Felsen am Ufer springen: auf die Tellsplatte, heute eine der Sehenswürdigkeiten am Vierwaldstätter See.

Ein „dänisches Märchen“?

Schon 1760 hatte ein Berner Pfarrer Tells Geschichte als „dänisches Märchen“ bezeichnet, was ihm den geballten Volkszorn der Eidgenossen bescherte. Sie glaubten lieber, was ihnen ihre Chronisten über Jahrhunderte überliefert hatten. Tells Geschichte wurde so von Jahr zu Jahr immer bunter ausgemalt und mit neuen Aspekten angereichert.

Genau betrachtet kommt Tell in dem ab 1470 verfassten „Weißen Buch von Sarnen“ zur Welt, das heute im Staatsarchiv Obwalden



▲ *Die Tellskapelle bei Küssnacht erinnert an den Schweizer Nationalhelden.*

liegt. Mit Texten gefüllt hat es Hans Schriber, ein Landschreiber, der das Schreiben vermutlich im nahen Kloster Engelberg lernte. Den Tell erweckte er mit nur einem Satz zum Leben: „Nu was da ein redlicher man hiess der thäll“. Generationen Schweizer Wissenschaftler werteten das als Tells Geburtsurkunde.

Der Luzerner Stadtschreiber Melchior Ross machte Tell Ende des 15. Jahrhunderts zum zornigen Eidgenossen und gab ihm den Vornamen Wilhelm. Im Weißen Buch war er noch ein fast ängstlicher Mann. Aus dem „Kind“ der Ursprungssage wurde ein Sohn. 1507 erschien Tells Geschichte erstmals gedruckt und illustriert mit einem Bild vom Apfelschuss, der die Schweizer Geschichte fortan begleiten sollte. Nur ein paar Jahre später war Tell sogar bühnenreif: In Altdorf erschien er im Urner Tellenspiel.

Einem Heiligen gleich

Noch konkreter wurde die Geschichte mit dem Chronisten Aegidius Tschudi (1505 bis 1572), der in seiner Schweizer Chronik, die heute in der Zentralbibliothek in Zürich liegt, den sagenhaften Beginn der Eidgenossenschaft, den Rütli-schwur, auf den 8. November 1307 datierte. Im Kanton Uri, wo man Tells Geburtsstätte verortete, bildete sich sogar die Legende, der Nationalheld sei – einem Heiligen gleich – bei der Rettung eines Kindes aus einem Hochwasser führenden Bach ums Leben gekommen.

Prägendster Kopf der Tell-Überlieferung wurde schließlich der deutsche Dichter Friedrich Schiller. Er war zwar nie in der Schweiz, setzte aber mit seinem 1804 uraufgeführten Drama dem Tellmythos die Krone auf. Akribisch hatte er seinen Text erarbeitet, mit Hilfe von Landkarten, die an den Wänden seines Arbeitszimmers hingen, und

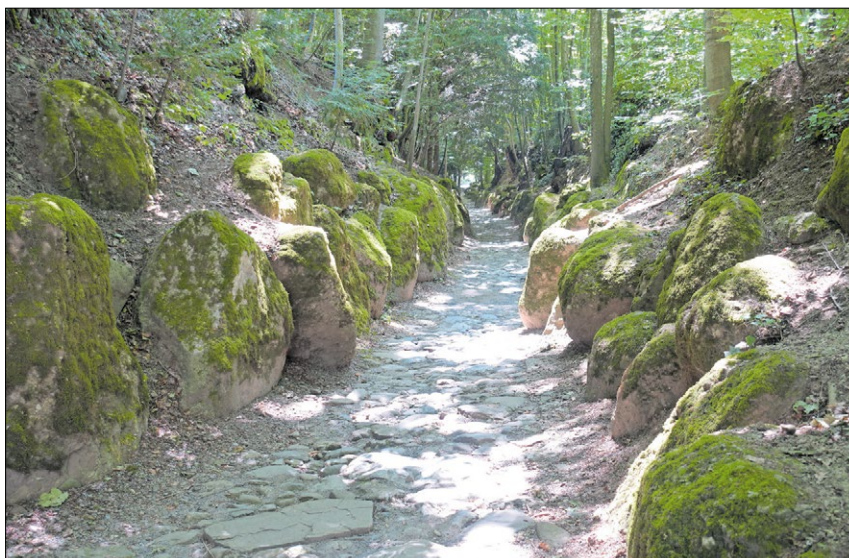


▲ Sein „Wilhelm Tell“ machte den Eidgenossen zu einem weltweiten Helden: Friedrich Schiller. Foto: gem



▲ Tells Tod bei der Rettung eines Mädchens aus der Flut ist in der Tellskapelle dargestellt.

Fotos: Schenk (3)



▲ „Durch diese hohle Gasse muss er kommen“: Dieser Hohlweg, der nach Küssnacht führt, ist der Sage nach der Ort, an dem Wilhelm Tell den Landvogt Gessler tötet.

mit Tschudis Schweizer Chronik. Zu seinen Hinzudichtungen gehören der Vorname für Tells Sohn, den er Walter nennt, und für Landvogt Gessler. Er heißt bei Schiller erstmals Herrmann.

Ein Bursche aus dem Volk

Beseelt vom Siegeszug des Dramas nahmen die Brüder Grimm den Tell in ihre „Deutsche Sagen“ auf. Damit aber änderte sich auch Tells optische Darstellung. War er vor der Romantik noch meist in der Uniform eines Landsknechts mit Schwert oder Degen zu sehen, erschien er jetzt häufig in der Tracht eines Alphirten – als Bursche aus dem Volk sozusagen, der nur Gutes wollte. So boten sich auch Anknüpfungspunkte für das nationalsozialistische Deutschland.

NS-Propagandaminister Joseph Goebbels pries Schillers Theater-

stück als „Führerdrama“. In den deutschen Schulen wurde es zur Pflichtlektüre. Mit der Zeit aber erkannten die Nationalsozialisten den politischen Sprengstoff des Werks, das den Tyrannenmord verherrlichte. Als ein junger Schweizer 1938 Adolf Hitler nach dem Leben trachtete, begann das Blatt, sich zu wenden. Im Juni 1941 ließ der „Führer“ Schillers Werk verbieten.

In der Schweiz dagegen wurde Schillers Theaterstück zum Dauerbrenner. Auch in Matten bei Interlaken und Altdorf, wo ein eigenes Tellspielhaus steht, wird fast Jahr für Jahr an den Helden erinnert, der wohl nie gelebt hat. Comics, Filme, Hörspiele und Romane zehren noch immer vom alten Mythos. Auch wenn die Geschichte für Menschen wie den Schweizer Historiker Michael Blatter eher eine Hassbotschaft ist. „Tell ist“, meint er, „ne-

ben vielem anderen, eben auch ein Terrorist aus dem Mittelalter.“

Mit Tell wurde die Lizenz zum Töten literarisch verewigt. So verwundert es nicht, dass sich der Mörder von US-Präsident Abraham Lincoln, John Wilkes Booth, im Jahr 1865 für seine Tat rechtfertigte: Er habe doch nur getan, was Tell zum Helden machte. Auch die palästinensischen Kämpfer, die 1969 am Flughafen Zürich eine israelische Passagiermaschine beschossen, beriefen sich auf Tell.

Literarisch entthront

Den Anschlag auf das Flugzeug nahm der Schweizer Dichter Max Frisch zum Anlass, den Nationalhelden erstmals im literarischen Rahmen zu entthronen. In seiner Novelle „Tell für die Schule“ (1971) erzählte er seine Geschichte aus der Perspektive Gesslers. Frischs Landvogt ist ein kleiner, dickbäuchiger Ritter und Beamter, der mit den fremdenfeindlichen Urschweizern aneinandergerät. Die Tötung Gesslers ist für Frisch keine Befreiungstat, sondern feiger Meuchelmord.

Zur Witzfigur ist der Schweizer Nationalheld kürzlich bei den Mannheimer Schillertagen geworden. Eine Neuinszenierung von Schillers Drama auf der Seebühne des Luisenparks als Musical präsentiert die Eidgenossen als singende Fische, die ihre Flossen zum Rütli-schwur heben. Wutfisch Tell tritt in Gestalt eines Killerkarpfens auf, Landvogt Gessler als Fischfrau. Und die Schweiz ist ein Zierteich mit Karpfen als braven Bergbauern, die einen aufgespießten Piranha als Gessler-Hut grüßen. Günter Schenk

28 „Nein, nein, das kannst du mir überlassen. Ich werd mit denen schon fertig.“

Und leiser setzte sie hinzu: „Aber nur für dich tu ich das.“ Darüber vergaß er seine Niedergeschlagenheit, und er fasste sie um die Mitte: „Gell, hast mich doch ein wenig gern? Hast dir den Jakl aus dem Kopf geschlagen?“

Sie machte sich frei und sagte kalt: „Mit dem hab ich nie was gehabt. Du aber hast gemeint, ich werf mich dir gleich an den Hals, wenn du ein paar schöne Worte machst.“

„Du weißt ja, ich möcht dich heiraten.“ „Ich dich auch“, lachte sie gurrend. „Tu es halt, dann kann dir ja nix fehlen, und dann will ich dich ja gern haben, wie es zu Mann und Weib gehört. Aber vorher kannst von mir nix verlangen.“

„Ich rede in den nächsten Tagen schon mit dem Vater!“ „Wart noch eine Weile, und wenn du einmal gewiss weißt, dass er nix dagegen hat, dann kannst es ihm sagen. Pressiert ja net, sind ja eh jetzt beieinander unter einem Dach. Weißt, ich möcht net gleich wieder gehen müssen.“

Nun duldete sie es, dass er sie küsste und sie neben sich auf die Bank zog. Seine schwärmerischen Versprechungen, wie gut sie zusammen auf dem Kramerhaus hausen wollten, schnitt sie mit den trockenen Worten ab: „Das kannst du mir überlassen. Aus der Kramerei machen wir was, und den oberen Stock bauen wir aus für Fremdenzimmer.“

„Grad ein bisserl netter wenn du zu mir sein könntest! Bist alleweil so steinern.“ Sie tröstete ihn: „Das kommt schon noch. Zuerst müssen wir schauen, dass du mit dem Brand net in Scherereien hineinkommst. Das müssen wir genau überlegen.“ „Hast recht. Ich kann mir da net so helfen wie du. Du bist wirklich ein gescheites Dirndl, und ich halt mich ganz an dich.“

„Halt du nur, was du versprochen hast, und schau zu, dass wir im Fasching heiraten können, dann wird alles schon recht. Wenn du aber glaubst, du kannst mich sitzenlassen ...“ Mit Zärtlichkeiten wollte er ihr das Wort abschneiden, aber sie stand auf und ging zur Türe.

„Lass mich zuerst hinaufgehen, damit der Kramer uns net zusammen hört. Und wenn der Kriminaler noch was von dir will, dann sag nur, dass du schon vernommen bist und erst wieder vor Gericht aussagen willst. Da kann er gar nix machen.“ Sie ging, und der Fritz blieb mit gemischten Gefühlen zurück.

Zu Weihnachten war der Winter im Donauland schneelos und milde. Zwar sandte der Strom seinen eisigen Hauch über die Ebene und das Dorf Steinkirchen, auf den wei-



Fritz Dangl ist besorgt. Wird er nun etwa selbst der Brandstiftung verdächtigt? Aber die Rosl hat doch gegen den Jakl ausgesagt! Trotzdem scheint sich der Kommissar sehr dafür zu interessieren, weshalb er so schnell in seiner Uniform war. Fast flehend sagt er zu Rosl: „Du meinst doch net, dass ich in Schwierigkeiten komme?“

ten Fluren aber krümelte sich lediglich harter Reif in weißen Resten in die Ackerfurchen. Die gefrorenen Wasserpfützen lagen wie glitzernde Spiegelscherben auf den Wegen und blinkten im schwachen Schein dieser Heiligen Nacht. Über dem Strom baute sich die verschneite Bergkette des Waldgebirges auf, und die Schneeflecken an den Hängen dämmerten herüber.

An diesem Abend waren die Häuser und Höfe von Steinkirchen kleine abgeschlossene Welten, in denen man in den Stuben die Geburtsstunde des Herrn unterm Christbaum feierte. Das Dorf lag wie ausgestorben.

Beim Egerer war um diese Weihnacht einer mehr im Hause, ein stiller, aber freundlicher Gast, der Onkel aus dem Wald, wie ihn die Kinder der Schwester des Egerer, die auf dem Nachbarhof eingeheiratet hatte, den Jakob Mitterer nannten. Ihr Mann war aus dem Krieg krank zurückgekommen, und nach drei Jahren hatten sie ihn zu Grabe tragen müssen. Nun lag die Last des Hofes auf den Schultern der jungen Witwe, und die Muttersorge um die zwei Kleinen, das Reserl und den Franzl. Zwar half der Bruder fleißig aus, aber die alten Eltern brauchten ihn oftmals nötiger.

Die beiden Kinder der jungen Witwe, der Kandlerin, waren nun an allen Abenden zu den Großeltern auf den Egererhof gekommen, weil dort dieser Onkel Jakob aus einem Walddorf hinter den Bergen überm Strom als Gast war und aus Birken-scheiteln Pferdchen bitzeln und ihnen Geschichten erzählen konnte.

Der Egerer Hans von Steinkirchen war ein strammer junger Mann, der das elterliche Anwesen versorgte und als fortschrittlicher Gäubauer mit allen technischen Einrichtungen arbeitete, wie sie das Zeitalter der Maschinen hergab. Auf dem nachbarlichen Kandlerhof führte man ebenfalls die Wirtschaft mit Hilfe der Maschinen, denn der jungen Witwe stand als Ehalten nur noch ein alter Knecht und ein junger Bursche zur Verfügung. Von dem großen Gesinde von ehemals war nichts geblieben.

Für beide Höfe wurde der Jakob Mitterer eine zusätzliche Arbeitskraft, wie man sie besonders im Sommer gut hätte brauchen können. Der Jakob fand auch in diesen Tagen vor Weihnachten Arbeit, und da es sein Kriegskamerad, der Egerer Hans, so wollte, half er zumeist bei dessen Schwester, der Kandlerin, aus. Wenn er dann am Abend in die Stube des Egerer zurückkehrte, brachte er die Kinder mit, und nicht selten kam auch die Mutter bald nach, um die Kinder zu holen und selber eine kleine Weile zu bleiben.

Zum Heiligen Abend hatte sich die Anna, die Schwester des Egerer, den Jakob auf ihren Hof geholt, weil die Kinder wollten, dass er dabei wäre, wenn das Christkind kam. Als die Kerzen am Baum brannten und die Kinder sich an den Lichtern und den Geschenken freuten, war er still dabeigestanden und hatte an die Weihnacht daheim auf dem alten Mittererhof denken müssen, als die Mutter noch lebte.

Die Kinder waren zu Bett gebracht, die Lichter gelöscht, und

nun war auch der Hans vom elterlichen Hof herübergekommen. Gemeinsam wollte man in die Mette gehen. Die Anna war noch immer seltsam bewegt, und sie erzählte ihrem Bruder: „Wie die Kinder an dem Jakob hängen, und wie sie ihm zuerst alles gezeigt haben, was das Christkindl gebracht hat, das hättest sehen sollen. Ist wieder einmal ein schönes Christkindl gewesen.“

Sie war eine schlanke junge Frau mit einem ebenmäßigen Gesicht und glänzenden stahlblonden Haaren, die sie einfach zurückgekämmt trug. Ein dunkelblaues Kleid, das sie für den Abend angezogen hatte, veränderte sie, und lächelnd ließ sie sich das vom Jakob sagen, der sie nur im Arbeitsgewand gesehen hatte.

Es war noch Zeit genug bis zum Mettengang, und die Anna brachte eine Flasche Wein und stellte eine Schüssel Gebäck auf den Tisch. So gab es noch eine trauliche Stunde, aber für die Unterhaltung mussten die Anna und ihr Bruder sorgen, denn nachdenklich und trübsinnig saß der Mitterer Jakob am Tisch und wurde die Gedanken an daheim nicht los.

Ob sie daheim nun an ihn dachten oder nichts mehr von ihm wissen wollten? Nichts mehr hatte er gehört, nichts von der Kriminalpolizei und nichts aus dem Dorf. Oft war er nahe daran gewesen, nach Deggendorf hinüberzufahren.

„Du sagst ja gar nix“, bedauerte die Anna, „wirst halt alleweil an daheim denken müssen ... und an das andere.“

„Wird net ewig dauern, das Warten“, wollte der Hans trösten, „die sind net dumm, die kriegen das heraus.“ „Ist ja auch, weil ich euch so auf der Bank sitzen muss“, seufzte der Jakob, „aber in dieser Zwickmühl hab ich keinen anderen Weg gewusst.“

Freundlich lachte die Anna ihn an: „Davon ist schon gar keine Rede! Du arbeitest ja, und ich kann dich ja notwendig brauchen. So, und jetzt ist die Zeit, dass du auch den Lohn bekommst für die zwei Wochen, die du nun bald da bist. Ich wollt, ich hätt alleweil so einen Schaffer im Haus. Weißt ja eh, dass man keine Leut mehr haben kann für die Landwirtschaft.“

► Fortsetzung folgt

Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4



Medizinisch gut versorgt

Fotos: Klinik für Prostata-Therapie



Eine gewaltige Aufgabe: Rund 83 Millionen Menschen leben in Deutschland und müssen bei Bedarf medizinisch versorgt werden. In rund 1900 Krankenhäusern, mehr als 64 000 Arztpraxen und fast 19 500 Apotheken geben Ärzte, Pfleger, Apotheker und viele andere Berufsgruppen jeden Tag ihr Bestes, um diese große Aufgabe zu bewältigen.

Vorsorge kann Leben retten

Krebsvorsorge ist wichtig. Darüber gibt es unter Medizinern kaum Zweifel. Doch viele Männer haben Hemmungen, regelmäßig zur Prostata-Krebsvorsorge zu gehen. Presseberichte in jüngster Zeit verunsichern die männliche Klientel zusätzlich. Der Heidelberger Urologe Dr. Thomas Dill, Mitgesellschafter einer renommierten Spezialklinik, schafft Klarheit und räumt mit manchem Vorurteil auf.

Herr Dr. Dill, Prostatakrebs ist die zweithäufigste Todesursache bei Männern, die an Krebs erkranken. Wie wichtig ist eine regelmäßige Vorsorge? Eine Krebsvorsorge wird bei Männern durchgeführt, die beschwerdefrei sind, um Tumorerkrankungen im Frühstadium erkennen zu können. Nachweislich kann man durch eine Früherkennung die Sterblichkeitsrate durch Krebs senken. Da gibt es überhaupt keinen Zweifel. Vereinfacht gesagt: Krebsvorsorge mindert das Risiko, an Krebs zu sterben. Empfohlen wird eine regelmäßige Vorsorgeuntersuchung gegenwärtig ab einem Alter von 45 bis 50 Jahren.

Gilt diese Empfehlung für jeden Mann oder nur für Männer mit Risikofaktoren oder erblicher Vorbelastung?

Sie gilt grundsätzlich für jeden Mann. Männer, in deren Familie bereits vor dem 50. Lebensjahr Prostatakrebs-Erkrankungen aufgetreten sind, sollten über eine frühere Vorsorgeuntersuchung ab 40 Jahren nachdenken.

Wie groß sind die Erfolgsaussichten, Prostatakrebs zu behandeln?

Bei allen Krebserkrankungen gilt: Je früher die Diagnostik und je früher die Therapie, desto besser ist die Prognose.

Wie sieht die klassische Krebsvorsorge aus?

In unserer Klinik machen wir im Rahmen der Prostatakrebs-Vorsorge einen allgemeinen urologischen Gesundheitscheck. Wir erstellen ein Blutbild, das Leberwerte, Nierenwerte, PSA-Wert, Testosteron und Vitamin D umfasst. Hinzu kommt eine Ultraschalluntersuchung der urologischen Organe wie Niere, Blase, Prostata und Hoden sowie eine Abtastung der Prostata. Natürlich kommt auch eine Ernährungs- und allgemeine Vorsorgeberatung hinzu.

Ein Verbrauchermagazin überschrieb unlängst einen Beitrag zum Thema Prostatakrebs: „Nichts überstürzen – Die Diagnose ist schwierig, die Methoden zur Früherkennung sind umstritten.“ Ist die Diagnose eines Prostatakarzinoms wirklich so schwierig?

Nein. Die Diagnostik hat sich im Vergleich zu vor zehn Jahren deutlich gewandelt und hat sich ständig verbessert.

Standardmäßig sollte man heutzutage in der Frühdiagnostik ein hochaufgelöstes Magnetresonanztomogramm, auch bekannt als MRT oder MRI erstellen. Es gibt inzwischen viele Radiologen, die sich auf die Magnetresonanztomographie zur Krebsfrüherkennung der Prostata spezialisiert haben. Das sollte man in begründeten Fällen auch einsetzen – zum Beispiel zur Abklärung eines auffälligen Tastbefundes oder PSA-Werts.

Wenn dann bei der MRT-Untersuchung ein auffälliger Bezirk in der Prostata detektiert wird, dann kann man heutzutage sehr genau und MRT-gesteuert Gewebeproben entnehmen und damit nicht nur den Tumor sicher diagnostizieren, sondern ihn auch sehr genau lokalisieren. Damit öffnen wir die Tür für eine fokale Therapie, bei der nicht die gesamte Prostata entnommen wird oder behandelt werden muss, sondern nur ein Teilbereich davon.

Eine der wichtigsten Indikatoren für eine Krebserkrankung scheint das Prostata-spezifische Antigen zu sein. Wie groß ist die Zuverlässigkeit dieses PSA-Werts?

Der PSA-Wert kann nie als alleiniger Parameter für eine Risikoabschätzung

gesehen werden. Er muss immer im Zusammenhang mit anderen klinischen Parametern betrachtet werden – dazu gehören Prostatagröße, Tastbefund und die Auswertung einer Ultraschallaufnahme durch den Facharzt. Wichtig ist auch der Verlauf des PSA-Werts über die Jahre hinweg. Eine frühzeitige Kontrolle des PSA-Werts kann die Mortalität durch Prostatakrebs nachweislich senken.

Warum hat die Prostata-Vorsorge dann so einen schlechten Ruf?

Der Grund dafür ist nicht die Frage, ob man einen Krebs findet oder nicht, sondern die oft einschneidenden Therapien. Viele Männer werden operiert, bei denen das eigentlich nicht sein müsste. Oft hat der Prostata-Krebs, der mit dem Alter immer häufiger wird, gar nicht die Gefährlichkeit, die eine Radikalentfernung der Prostata oder eine komplette Bestrahlung notwendig macht. Nach einer ausführlichen Risikoabschätzung kommen wir sehr häufig zu der Entscheidung, nicht zu behandeln und nur eine regelmäßige Vorsorge durchzuführen. Oder wir empfehlen minimal-invasive, schonende und fokale wirkende Therapien wie HIFU, IRE oder die Photodynamische Therapie (PDT).

Interview: Martin Boeckh



▲ Dr. med. Thomas Dill leitet zusammen mit Dr. med. Martin Löhr die Klinik für Prostata-Therapie in Heidelberg. Er ist sich sicher: Regelmäßige Vorsorgeuntersuchungen mindern das Risiko, an Krebs zu sterben.



KLINIK FÜR
PROSTATA THERAPIE
HEIDELBERG · GERMANY

gta-ag.com



Das Gesundheitskonzept für Männer schonend – individuell – effektiv

In unserer Spezialklinik haben wir uns auf besonders schonende, individuelle und effektive Prostata-Diagnostik und Prostata-Therapieformen spezialisiert.

Bergheimer Straße 56a • D-69115 Heidelberg
T +49 (0) 6221 65085-0 • F +49 (0) 6221 65085-11
info@prostata-therapie.de • www.prostata-therapie.de



Einfach Lebensretter werden

Zu Besuch bei einem Blutspendetermin des Deutschen Roten Kreuzes in Bonn

Sehen wir Sie morgen? Ihr Blut wird gebraucht!": Ein dringender Appell, dem auch Christoph Koch gefolgt ist. Dabei wäre er auch ohne die Erinnerungsmail des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) zur Blutspende gegangen, wie schon seit seiner Studienzeit. „Als Zivi im Krankenhaus hab ich gesehen, wie wichtig das ist“, sagt der Werbefachmann. In Familie und Bekanntenkreis ist er allerdings der einzige Blutspender. „Ich mache das für die andern mit“, schmunzelt er, während er auf seinen Aderlass wartet.

Rund 38 000 Blutspendetermine organisiert das DRK bundesweit pro Jahr, denn ohne Blut läuft in der Versorgung von Unfallopfern, chronisch und schwerkranken Menschen gar nichts. Viele der Termine finden in Schulen, Pfarrzentren, Vereinsheimen oder Feuerwehrhäusern statt; bei anderen, wie an diesem Tag in Bonn, kommt das Team mit dem Blutspendemobil in die Innenstädte.



▲ Eine Mitarbeiterin desinfiziert die Armbeuge eines Spenders im Blutspendemobil, das an diesem Tag in Bonn Station macht.

Gesundheits-Check

Auf einer der sieben roten Spender-Liegen in dem Spezialfahrzeug wird Christoph Koch gleich knapp einen halben Liter von seinem Blut abgeben. Zuvor hat ihm Teamhelfer Mirza Cacic vorsichtig ins Ohr gepiekt: Kochs Eisenwert ist in Ordnung, wie die Untersuchung des Blutstropfens zeigt. Neben an im „Arztraum“ ist Dr. Hartmut Mösgeles auch mit Kochs Blutdruck zufrieden; nach einem kurzen Anamnesegespräch kann der Spendenwillige gleich an die Nadel. Mösgeles ist bereits seit 41 Jahren für den DRK-Blutspendedienst West im Einsatz – neben seiner Arbeit als Hautarzt und Allergologe.

Auf dem begrenzten Raum im Spendemobil mit dem kleinen offenen Labor müssen die Abläufe sitzen. „Rechts oder links?“, lautet die Standardfrage von Annette Strehlau und Martin Müller, die als „Punktionskräfte“ die Blutabnahme vornehmen. Denn oft haben die Spendewilligen eine „Schokoladenseite“ – was die Armvenen betrifft. Hat die Person auf der erstaunlich bequemen Liege Platz genommen, fragen Strehlau oder Müller sie zur Sicherheit noch einmal nach ihrem Namen, desinfizieren ihre Armbeuge, legen die Blutdruckmanschette an und führen die Nadel, die mit dem Blutbeutel verbunden ist, in die Vene ein.

Nun rinnt das kostbare Gut durch den feinen Schlauch. Und während der Beutel sachte hin- und hergewiegt wird, um die Blutgerinnung zu verhindern, hat der Spender jetzt ein paar Minuten Ruhe. „Man sollte dabei den Kopf ausschalten, entspannen und an was Schönes denken“, empfiehlt Stefanie Berg, Organisationsreferentin beim DRK-Blutspendedienst West. Vor Ort stehen heute sechs Ehrenamtliche bereit, die sich mit Herzblut um den reibungslosen Ablauf kümmern – und vor allem um die Spendewilligen selbst. Stefanie Berg: „Die Leute sollen sich in guten Händen wissen.“

Darmspiegelung sowie Aufenthalte etwa in Malaria-Regionen. Warum Julia Caballo überhaupt spendet? „Es kann ja jeder in die Situation kommen, Blut zu brauchen“, sagt die PR-Referentin schlicht.

Eine andere Spenderin berichtet von einem dramatischen „Aha-Erlebnis“: dem Motorradunfall ihrer Schwester mit Mitte 20, Leberriß, Intensivstation, OP. Aus Hilfslosigkeit dann die spontane Idee, Blut zu spenden, auch um das quälende Warten zu überbrücken. Erst dabei erfuhr sie, dass beide Schwestern Blutgruppe A-negativ haben. Und so steht es bis heute in den Spenderausweisen – von beiden, wie die Frau erzählt.



▲ Valeria Reichert (links) und Svenja Nehr Korn, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen des Deutschen Roten Kreuzes, nehmen die Daten einer Spenderin auf. Fotos: KNA

Jeder kann betroffen sein

Das kann Spenderin Julia Caballo aus langer Erfahrung bestätigen: „Schon meine Mutter hat Blut gespendet, ich kenne das praktisch von Kindesbeinen an“, sagt die Frau mit der modischen Brille und Tattoos auf den Armen. Lediglich nach den Tätowierungen musste sie vier Monate lang aussetzen – so verlangen es die Sicherheitsvorgaben im Anamneseformular, das jeder und jede vor der Spende unterschreiben muss. Es enthält unter anderem die Frage nach schweren Erkrankungen, der letzten Antibiotika-Einnahme, Magen- oder

Unterdessen kommt Ehrenamtskraft Doris Vogt ins Mobil: „Ich brauche englischsprachige Formulare!“ Die Arbeit im Bonner DRK-Ehrenamtsteam, wo sie seit ihrem Ruhestand 2020 ein- bis zweimal die Woche im Einsatz ist, macht ihr viel Freude. „Das ist eine tolle Aufgabe, denn wir haben ein sehr schönes Zusammenspiel im Team, außerdem liebe ich den Kontakt mit Menschen“, erzählt sie. Englischsprachige Anamnesebögen sowie Infoflyer auf Arabisch werden immer häufiger gebraucht, sagt Vogt, denn viele der Spendewilligen haben ausländische Wurzeln. Etwa der junge Erstspender, der zwar Angst vor

Spritzen hat, aber trotzdem so gerne anderen Menschen helfen möchte, wie der 25-Jährige in gebrochenem Deutsch erzählt.

23 spontane Spender

An diesem Sommertag gibt es viele „Spontanspender“, was auch dem Standort in der Fußgängerzone zu verdanken ist. Und vielleicht auch Svenja Nehr Korn, diesmal als „Lot-sin“ eingeteilt. „Da ich nicht sofort eine Stelle als Grundschullehrerin gefunden habe, wollte ich etwas für die Allgemeinheit tun“, erzählt die 29-Jährige, die Passanten lächelnd Flyer entgegenstreckt.

Am Ende sind es 23 Menschen, die sich noch kurzfristig fürs Leben retten entschieden haben, zusätzlich zu den 43 Angemeldeten. Doris Vogt weiß aus Erfahrung: „Wenn man Spender werben will, muss man mit ihnen sprechen, dann sind viele bereit dazu.“

Geld gibt es bei den DRK-Blutspendeterminen zwar nicht, aber immer einen Imbiss, damit sich die Menschen nach dem Aderlass stärken. Seit Corona ist es mit den liebevoll organisierten Buffets größtenteils vorbei, und vielerorts behelfen sich die Teams etwa mit Lunchtüten. In der Bonner Innenstadt werden die Spender an diesem Tag in einem nahegelegenen Cafe verpflegt. Die rund 120 Meter vom Spendemobil dorthin legen die Frischgeschöpften allerdings immer in Begleitung von Doris Vogt, Valeria Reichertz, Gerta Göddertz oder einer anderen aus dem Freiwilligen-Team zurück. Schließlich könnte ihnen unterwegs doch noch schwindlig werden.

Für drei bis fünf Patienten

Und während die Spender sich an Kaffee oder Tee, belegten Brötchen oder Brezen laben, ist ihr Blut schon fast auf dem Weg ins Zentrallabor in Hagen. Dort wird es auf Infektionskrankheiten wie Hepatitis, Syphilis, HIV oder andere Erreger getestet, zentrifugiert und in seine Bestandteile Erythrozyten, Thrombozyten und Plasma aufgeteilt. Auf diese Weise entstehen aus einer einzigen Spende verschiedene Blutpräparate, von denen drei bis fünf Menschen profitieren können.

„Vielen Dank, dass Sie geholfen haben, Leben zu retten!“, meldet sich das Deutsche Rote Kreuz schon am nächsten Tag per Mail. „Wir hoffen, dass Sie sich nach der Blutspende gesund fühlen, und freuen uns, Sie nach Ablauf der Sperrfrist von 56 Tagen bei der nächsten Blutspende in Ihrer Nähe wieder begrüßen zu dürfen!“ Denn so viel steht fest: Nach der Spende ist vor der Spende. *Sabine Kleyboldt/KNA*

Über Herz und Kopf erreichen

Blut ist Mangelware: Das DRK wirbt mit vielen Aktionen um Spender

Täglich werden rund 15 000 Blutspenden in Deutschland benötigt. Den Löwenanteil von ihnen organisiert das Deutsche Rote Kreuz (DRK). Dazu bietet es pro Jahr 38 000 Termine „in jedem Dorf“, wie Stephan Küpper, Sprecher des DRK-Blutspendediensts West, im Interview erläutert. Trotzdem reichen die Blutkonserven oft hinten und vorne nicht. Gerade in der Ferienzeit.

Herr Küpper, etwas pauschal gefragt: Warum ist Blutspenden so wichtig?

Blut ist in der Gesundheitsversorgung ein unersetzbarer Wirkstoff, der etwa nach Unfällen, bei Operationen oder in der Krebstherapie Leben retten kann. Das Deutsche Rote Kreuz deckt bundesweit etwa 75 Prozent des Bedarfs der Kliniken für Blutpräparate ab. Insbesondere seit Corona haben die Unikliniken Schwierigkeiten, ihre Bedarfe selber zu decken, weil die Menschen eine Schwellenangst vor Krankenhäusern entwickelten. Umso wichtiger, dass wir Blut liefern können – und dafür Spendewillige finden.

Gelingt Ihnen das ausreichend?

Auch wir unterliegen dem demografischen Wandel: Die Alten, die über Jahrzehnte zuverlässig gespendet haben, fallen jetzt nach und nach aus dem System, weil sie selbst krank oder zu alt werden. Und vorne wächst zu wenig Kontinuität nach. Viele junge Menschen gehen gelegentlich Blut spenden, was sehr gut und wichtig ist. Aber es braucht eine größere Kohorte an regelmäßigen Spendenden, um das Auf und Ab im Jahr zu kompensieren. Denn da sind wir sozusagen zwischen Grippewelle und Sommerferien-Tief.

Wer spendet denn so bei Ihnen?

Das Durchschnittsalter liegt bei gut 46 Jahren mit leichtem Überhang bei den Männern. Nicht, weil Frauen weniger spendefreudig wären, sondern weil sie nur viermal im Jahr spenden dürfen, Männer bis zu sechsmal; außerdem fallen die nicht wegen Schwangerschaft oder Stillzeit aus.

Wie werben Sie um die Menschen?

Blutspenden ist eine gesellschaftliche Aufgabe, deshalb freuen wir uns, dass die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ihre Aktivitäten intensiviert. Aber auch Krankenkassen und andere Institutionen könnten da viel mehr tun. 2010 ha-



◀ **Stephan David Küpper** ist Sprecher des DRK-Blutspendediensts West. Er erklärt, warum es wichtig ist, mehr regelmäßige Spender zu finden und welche Vorteile der Aderlass auch für den Spender selbst hat.

ben wir die DRK-Blutspende-App aufgesetzt, die natürlich nicht nur für die Digital Natives praktisch ist. Aber wir müssen die Menschen über Kopf und Herz erreichen. Denn anders als etwa die Stammzelltypisierung ist Blutspende total abstrakt. Es geht eben nicht um das leukämiekranken Kind, sondern irgendeinen Unbekannten, der irgendwann von meinem Blut profitiert.

Wie tun Sie das?

Über sehr viele Aktionen, weil die Ehrenamtlichen unglaublich findig sind. Zum Beispiel in Zusammenarbeit mit dem Rockfestival Wacken in Schleswig-Holstein, im Freizeitpark Tripsdrill in Baden-Württemberg oder mit Blutspendemarathons im Westen, wo wir mehrere hundert Menschen an einem Tag erreichen. Dann gibt es seit einigen Jahren die Kampagne unter dem Hashtag #missingtypes, also „Fehlende Buchstaben“: Da lassen die Leute bei Posts in ihren Social-Media-Accounts die Zeichen A, B und O weg, als Verweis auf die Blutgruppen A, B und Null. Mit solchen Aktionen versuchen wir, auch junge Menschen zu erreichen. Denn einfacher kann man nicht zum Lebensretter werden.

Was hält die Leute dann davon ab?

Gerade in den Sozialen Netzwerken kursiert manchmal haarsträubendes Zeug, was das DRK angeblich für einen Profit mit dem gespendeten Blut macht. Das ist schlimm, weil es Menschen verunsichert. Dabei liegt es auf der Hand, dass etwa Krankenhäuser für die Blutspenden bezahlen, weil wir für Logistik und Technik, Laboruntersuchungen und Transport viel Geld ausgeben. Was von den Zahlungen der Kliniken übrig bleibt, fließt in notwendige Investitionen.

Manche Kliniken und Einrichtungen zahlen 20 Euro für die Spende, das DRK nicht. Warum?

Zum einen aus ethischen Gründen, weil Blutspende immer freiwillig sein muss. Zum anderen, weil wir diesen riesigen Aufwand mit bundesweit 38 000 Spendeterminen pro Jahr betreiben. Wir fahren ja buchstäblich in jedes Dorf. Daher gibt es zwar keine Aufwandsentschädigung, aber anschließend einen kleinen Imbiss. Und der macht die DRK-Blutspende aus.

Inwiefern?

Gerade in ländlichen Regionen gehört das gemütliche Zusammensitzen bei einer Tasse Kaffee, hausgemachtem Kartoffelsalat, Grillwurst oder Falafel dazu. Wegen Corona konnten wir lange Zeit nicht an den gedeckten Tisch bitten, deshalb sind wir auf Lunchtüten umgestiegen. Manche Ehrenamtlichen-Gliederungen machen den Imbiss auch jetzt noch in Form von Lunchtüten, aber die Leute vermissen das Zusammensitzen, wie sie uns auch im Forum der Spender-App immer wieder schreiben. Das Problem ist aber, dass auch die Ehrenamtlichen immer älter werden und der Aufwand dafür enorm ist.

Was motiviert die Spender über belegte Brötchen hinaus, freiwillig zum Aderlass zu gehen?

Der Wunsch, anderen Menschen zu helfen, ist eine Hauptantriebsfeder. Und viele sagen uns, dass sie das auch für sich selbst machen, denn man erhält ja einen kleinen Gesundheits-Check: Fieber, Puls, Blutdruck und Eisenwerte werden sofort ermittelt. Anschließend testen wir das Blut auf Infektionskrankheiten wie HIV, Hepatitis oder Syphilis. Und: Die Blutbildung wird angeregt.

Interview: Sabine Kleyboldt/KNA

Historisches & Namen der Woche

29. Juli

Martha, Maria, Lazarus

Die amerikanische zivile Weltraumorganisation Nasa wurde vor 65 Jahren gegründet. Im Oktober nahm sie den Betrieb auf. Als ihre „Mission“ bezeichnet es die Nasa, den „Heimplaneten zu verstehen und zu schützen, das Universum zu erforschen und nach Leben zu suchen und die nächste Generation von Forschern zu begeistern“.

30. Juli

Ingeborg

Die einen schätzen Otto von Bismarck, den ersten Reichskanzler des Deutschen Reichs, als Begründer der Sozialversicherungen und für seine Bündnispolitik. Für Kritiker ist er skrupelloser Machtpolitiker und Begründer eines Obrigkeitsstaats. Vor 125 Jahren starb er.

31. Juli

Ignatius von Loyola

Vor 525 Jahren entdeckte Christoph Kolumbus (Foto: gem) auf seiner dritten Amerikareise die Insel Trinidad (Dreifaltigkeit) in der Karibik. Ihren Namen gab ihr der genuesische Seefahrer wegen dreier Berggipfel.

1. August

Alfons, Peter Faber

Die nach jahrelangen Diskussionen beschlossene Rechtschreibreform trat 1998 in Kraft. Künftig sollte nach langen Vokalen -ß- und nach kurzen -ss- gesetzt werden. Zudem schrieb man nun „Schiffahrt“ statt „Schiffahrt“, auch gab es neue Regeln zur Getrennt- und Zusammenschreibung. Die neue Rechtschrei-

bung empfanden viele Menschen als verwirrend.

2. August

Eusebius, Petrus Eymard

Begeisterung begleitete 1868 die Geburt von Konstantin I. Er war der erste in Griechenland geborene Nachkomme eines modernen Monarchen. Das junge Königreich versuchte, sein Staatsgebiet auszudehnen. Da große Teile zum Osmanischen Reich gehörten, kam es 1897 zum Türkisch-Griechischen Krieg. Konstantin erzielte erst Erfolge, scheiterte jedoch im Krieg gegen die Türkei und musste 1922 abdanken.

3. August

Lydia, Nikodemus

Vor 95 Jahren wurde die Moderatorin Irene Koss († 1996) geboren. Sie war die erste weibliche Fernsehansagerin der Bundesrepublik. Ihre erste Ansage absolvierte sie am Silvester 1950 um 20 Uhr im Rahmen der ersten Versuchssendungen des NWDR vor mutmaßlich drei Zuschauern. Bei einer 1953 durchgeführten Publikumsbefragung zu den beliebtesten Ansagern lag sie vor ihren Kollegen (Foto unten).

4. August

Johannes Maria Vianney

Der im Kulturkampf eingesetzte Kanzelparagraf wurde in der Bundesrepublik 1953 abgeschafft. Die Vorschrift des deutschen Strafgesetzbuchs hatte den Geistlichen aller Konfessionen eine Stellungnahme zu politischen Angelegenheiten in der Ausübung ihres Amtes untersagt. Bei Zuwiderhandlung drohte eine Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

▶ Napoleons (kleines Bild) „Schlacht bei den Pyramiden“. Anders als auf dem Gemälde waren die Bauwerke vom Schlachtfeld aus aber nicht zu sehen.

Fotos: gem



Vor 225 Jahren

Napoleons Orienttraum(a)

Der Kampf um Ägypten brachte nur der Wissenschaft Erfolg

Die Nachricht traf Alexandria wie ein Donnerschlag: Am 1. Juli 1798 war eine Invasionsflotte an der Küste vor Anker gegangen, einen Tag später zogen die Fremden unter dem Banner der Trikolore in die Stadt ein. Ihr 29-jähriger Kommandeur hatte versprochen, „die englische Macht an allen vier Ecken der Welt zu erschüttern“. Doch schon einen Monat später schlug Britanniens Seemacht zurück.

Im Ersten Koalitionskrieg (1792 bis 1797) hatte die französische Republik halb Europa in die Knie gezwungen. England nicht. Alle Welt erwartete nun einen Angriff auf die Insel, und Napoleon Bonaparte sollte die Truppen führen. Doch das Pariser Direktorium wollte zunächst die Achillesferse der Briten treffen: Die Kontrolle über Ägypten würde den englischen Orienthandel ruinieren und Sprungbrett für einen Feldzug nach Indien sein. Mit 35000 Mann, darunter viele Gelehrte und Künstler, stach der Korse am 1. Mai in See. Die Briten hatten von jenem Coup Wind bekommen und schickten ein Geschwader unter Vizeadmiral Horatio Nelson hinterher. Napoleon verspätete sich, eroberte zunächst noch Malta. Nelson verpasste die französische Flotte gleich zweimal. Die in Ägypten regierenden Mamelucken stellten sich am 21. Juli mit 60000 Mann bei Gizeh zur „Schlacht bei den Pyramiden“: „Soldaten, 40 Jahrhunderte blicken auf euch herab“, soll Napoleon seinen Truppen zugerufen haben (obwohl die Monumente vom Schlachtfeld aus nicht zu sehen waren). Vergeblich stürmten die Reiterkrieger auf die Karrees und Batterien der Franzosen ein, deren Militärkapellen unablässig die Marseillaise spielten.

Aber Napoleons Triumph zu Lande währte nicht lange. Nelson hatte die französische Mittelmeerflotte aufgespürt: 13 Linienschiffe ankerten wie an einer Perlenschnur aufgereiht in der Bucht von Abukir. Am Abend des 1. August 1798 teilte Nelson sein Geschwader aus 14 Linienschiffen für ein riskantes Angriffsmanöver auf: Während er mit der Hauptmacht von der Seeseite her attackierte, ließ er seine Vorhut durch den schmalen Korridor zwischen den Franzosen und den Ufer-Riffen hindurchnavigieren. Ein Schiff lief dabei auf Grund. Doch nun konnten die Briten die perplexen Franzosen von zwei Seiten gleichzeitig in die Zange nehmen. Napoleons Schiffe wurden versenkt oder kapitulierten. Auf seinem Flaggschiff „Vanguard“ wurde Nelson von einer Musketenkugel am Kopf getroffen; wie durch ein Wunder überlebte er. Auf Napoleons Flaggschiff, der riesigen „L'Orient“, erreichten die Brände das Pulvermagazin. Eine gigantische Explosion, welche noch in 30 Kilometer Entfernung zu hören war, zerriss das 118-Kanonen-Schiff. Die „L'Orient“ versank mit Napoleons Kriegskasse und der maltesischen Beute. Von 1100 Seeleuten überlebten nur 100 Mann. Der Verlust der maritimen Nachschublinien machte Napoleon zum Gefangenen seines Ägyptenabenteuers. Seine Soldaten wurden dezimiert durch Aufstände der ägyptischen Bevölkerung, durch Hitze und die Pest. Im August 1799 verließ Bonaparte seine Armee in Richtung Frankreich, wo er zum Ersten Consul aufstieg. Die Reste seiner Armee ergaben sich 1801 den Briten. Die Gelehrten profitierten von der Expedition, und es entwickelte sich eine neue Wissenschaft: die Ägyptologie. *Michael Schmid*



◀ Wer erinnert sich noch? Ansagerin Irene Koss (Mitte) bei der sechsten Auspielung der Deutschen Fernsehlotterie „Ein Platz an der Sonne“.

Foto: Imago/United Archives

SAMSTAG 29.7.

▼ Fernsehen

- ☉ 17.35 ZDF: **Plan b.** Von grau zu grün. Städte im Klimawandel.
- ☉ 18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Norbert Britze singt, orgelt, dirigiert und spielt Klavier – meistens auswendig, denn Norbert ist blind.
- ☉ 21.45 ARD: **Familie ist ein Fest – Taufalarm.** Taufe oder Beschneidung: Diese Gretchenfrage stellt sich einem deutsch-persischen Elternpaar. Komödie.

▼ Radio

- 16.30 Horeb: **Kurs 0.** Papst Johannes Paul II. und die Weltjugendtage.

SONNTAG 30.7.

▼ Fernsehen

- ☉ 8.00 MDR: **Selbstbestimmt.** Kassenleistung Chromosomen-Check. Vorsorge oder Selektion? Reportage.
- ☉ 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der evangelisch-methodistischen Hoffnungskirche in Stuttgart.
- 10.00 Bibel TV: **Katholischer Gottesdienst** aus dem Salzburger Dom.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** Zwischen Improvisationstalent und Marienverehrung: Der Weltjugendtag 2023 in Lissabon.
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Wallfahrtskirche Waghäusel.

MONTAG 31.7.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Die schwarze Tulpe.** Graf Guillaume de Saint Preux führt ein Doppelleben: Als maskierter Wegelagerer überfällt er seine Standesgenossen. Mantel-und-Degen-Film.
- ☉ 22.00 BR: **Lebenslinien.** Die Westernlady aus dem Bayerwald. Ursula lebt im Freizeitpark Pullman City ihren Traum. Porträt.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Pfarrer Hans-Peter Weigel, Nürnberg. Täglich bis einschließlich Samstag, 5. August.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Keine Schlange – nirgends. Wahlmüdigkeit in Deutschland.

DIENSTAG 1.8.

▼ Fernsehen

- 20.15 Pro 7: **Genmedizin.** Darf der Mensch Gott spielen? Reportage.
- ☉ 22.15 ZDF: **37°.** Glück kennt kein Gewicht. Mehrgewichtige und ihr neues Selbstvertrauen.
- ☉ 22.45 ZDF: **Die Unbeugsamen.** Die Frauen der Bonner Republik. Doku.

▼ Radio

- 19.00 Horeb: **Weltjugendtag** in Lissabon. Eröffnungsgottesdienst.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Mit Krücken rein, im Rollstuhl raus. Behandlung von Post-Covid-Patienten.

MITTWOCH 2.8.

▼ Fernsehen

- ☉ 19.00 BR: **Stationen.** Papst Franziskus – Visionär oder gescheiterter Reformier?
- ☉ 20.15 ARD: **Schnitzel geht immer.** Günther und Wolfgang versuchen, der Langzeitarbeitslosigkeit zu entkommen. Komödienreihe.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Sinhalese first! Ethnien, Religion und Politik in Sri Lanka.

DONNERSTAG 3.8.

▼ Fernsehen

- 20.15 RTL: **Einsatz für Henning Baum.** Was es jetzt heißt, Bundeswehrosoldat zu sein. Reportage.
- 22.20 Sat.1: **Starlight Express.** Das Kultmusical im Pott. Reportage.

▼ Radio

- 18.45 Horeb: **Weltjugendtag.** Begrüßung von Papst Franziskus.

FREITAG 4.8.

▼ Fernsehen

- 18.35 Arte: **Okavango, die überschwemmte Wüste.** Je nach Jahreszeit und Wasserstand ist das Fluss-Delta Lebensraum für eine Vielzahl von Tierarten. Doku.
- ☉ 20.15 **ARD: Daheim in den Bergen – Väter.** Fast zeitgleich mit der Geburt eines Babys, das die verfeindeten Bergbauern-Clans verbindet, sterben die Patriarchen. Alpensaga.

▼ Radio

- 19.00 Horeb: **Weltjugendtag.** Kreuzweg mit Papst Franziskus.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Foto: ARD Degeto/Neue Visionen Filmverleih/Jérôme Prébois

Freiheit geht durch den Magen

Frankreich 1789: Pierre (Grégory Gadebois) hat es aus einfachen Verhältnissen geschafft, zum Küchenchef des Duc de Chamfort aufzusteigen. Nachdem er bei dem geltungssüchtigen Adligen in Ungnade gefallen ist, kehrt er mit seinem erwachsenen Sohn Benjamin auf den Hof der Familie zurück. Als die geheimnisvolle Louise (Isabelle Carré) auftaucht, um die Kochkünste zu erlernen, findet Benjamin eine Verbündete für seine Idee: Gäste jeden Standes sollen speisen können wie Könige! Der Film „À la Carte!“ (ARD, 31.7., 20.15 Uhr) verbindet zwei Errungenschaften, die das Selbstverständnis der Franzosen prägen: die Revolution und die Restaurantkultur.



Doku über Amerikas „goldenen Staat“

Surfer, Hollywood, Meinungsfreiheit, Hippie-Kultur, Raumfahrt – ohne Kalifornien wäre die Welt eine andere. Egal, ob in Pasadena die größte Mission der Menschheit vorbereitet wird, Studenten in Berkeley für ihr Recht auf Meinungsfreiheit kämpfen oder die Hippies in San Francisco (Foto) die Gesellschaft auf den Kopf stellen. Der „goldene Staat“ an der Westküste Amerikas ist immer einen Schritt voraus und revolutioniert mit seinem Lebensgefühl und seiner Innovationskraft die Welt. Alle drei Teile der Dokumentation „California!“ (Arte, 1.8., 20.15 Uhr) werden am Stück ausgestrahlt. Foto: Lukas Hoffmann

Die Geschichte des royalen Bruderzwists

Egal wie sehr der Zweitgeborene sich anstrengt: Er wird die Privilegien des Ersten nie erhalten – es sei denn, dieser stirbt. Diese unerbittliche Regel lastet auf dem Verhältnis des wohl berühmtesten Prinzen-Paares der Welt: Harry und William. Die Dokumentation „Harry vs. William“ (Arte, 30.7., 21.55 Uhr) erzählt die Geschichte des royalen Bruderzwists und zeigt die Rollen ihrer Eltern, Ehefrauen und der Medien auf.

Senderinfo

katholisch1.tv

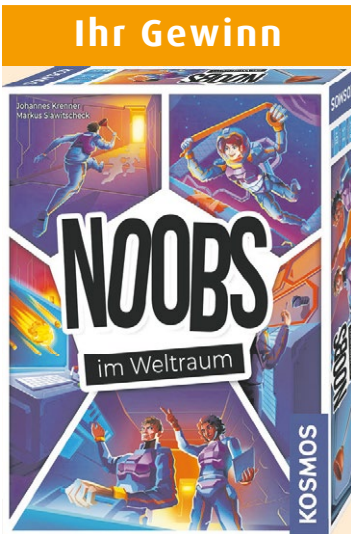
bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.



Abenteuer im Weltraum

Eine Gruppe unerfahrener Astronauten steuert ein Raumschiff. Doch wie geht das überhaupt? Nur gemeinsam kriegen es die drei bis fünf Spieler ab zehn Jahren hin. Sie müssen Aufgabe um Aufgabe lösen und sich gut abstimmen. Jedes Teammitglied kennt dabei nur einen Teil der Lösung. Mehrere Level mit neuen Herausforderungen liegen vor ihnen. Kooperativ, unter Zeitdruck und abwechslungsreich: „Noobs im Weltraum“ (Kosmos) ist ein actionreiches Eventspiel für lustige Spieleabende. Im Herbst erscheint mit „Noobs über Bord“ ein weiterer Teil der Spielreihe, der sich rund um das Thema Piraten dreht.

Wir verlosen drei Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an:
 Katholische Sonntagszeitung
 bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Henisiusstraße 1
 86152 Augsburg
 redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 2. August

Über das Buch „Pflanzendün-ger“ aus Heft Nr. 28 freuen sich:
Gerda Bayer,
 92521 Schwarzenfeld,
Ursula Deplewski,
 46049 Oberhausen.

Herzlichen Glückwunsch!
 Die Gewinner aus Heft Nr. 29 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Haarwaschmittel	Ende des Blickfeldes	im Dienst wirken		römisches Gewand			Lyriker	englisch: rot		Hostienteller		Ereigniskette
			5		6		jüdischer Gelehrter					
christl. Würdenträger		Ansporn		Hinwendung zu Gott						Raum unter einem Haus		Kfz-K. Rhein-Kreis Neuss
			3				Aufsichtsgestlicher					
								Anfängerin	7			
Bronzebestandteil				Kfz-K. Landsberg/Lech				Primzahl				Altersgelder
Schmierstoff								Kardinaltugend	Leitgedanke		tausend Billionen	
Strom durch Ägypten												
			1	Hauptstadt Irans				innerhalb (ugs.)				
Greifvogelfütterung	Lichtengel im A.T.	franz., span. Fürwort: du			zu jener Zeit		alter Name des Juli	ätzende Flüssigkeit		int. Kfz-K. Litauen		
Verstoß gegen Gottes Gebot			4				das Unsterbliche					
Wunschvorstellung		Zeitalter		Festsaal in Schulen					Wacholderbranntwein		8	
			10							Speisefisch		Sohn Jakobs (A.T.)
lateinisch: Luft				Teil der Heiligen Schrift (Abk.)			Initialen der Hepburn		2	deutsche TV-Anstalt (Abk.)		
voll, stramm						histor. spanische Flotte					9	
metallene Polizeifesseln												

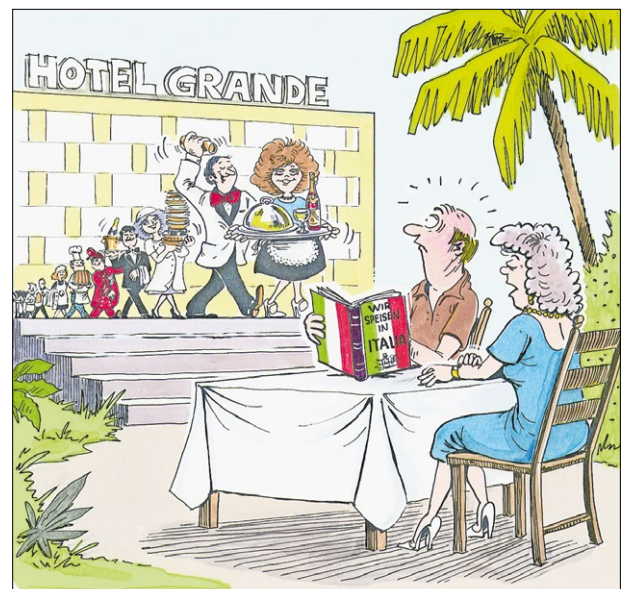
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 10:
Bereitet die Liturgie vor
 Auflösung aus Heft 29: **CHRISTOPHORUS**

O	S	U	E										
A	L	L	E	R	H	E	I	L	I	G	E	N	
D	E	S	E	R	E	N	A	D	E				
M	O	R	G	E	N	R	O	T	M	U			
A	L	E							E	D	E	N	
A	N	D	I						L	E	E		
I	S								T	I	C		
N	E	E							T	I	A	R	A
R	A	S							R	I	A	L	
C	P	R	M						O	L	V		
H	E	R	O	D	E	S			N	B	I		
A	S	K	E	T	G				S	I	M	O	N
P	K	R	A	S	T	E			I				
A	Z	A	L	E	E				O	A	L	I	
N	I	E	R	B	A	R	M	E	N				
N	O	R	D	S	E	E			E	I	R	E	

„Bist du dir auch ganz sicher, Alfred, dass du uns nur ein gemischtes Eis bestellt hast?“

Illustrationen:
Droigks/Deike, Jakoby



Erzählung

Mia und die Wackelzähne

Nur noch acht Tage waren es bis zur Einschulung. Nur noch acht Tage lang war Mia ein Kindergartenkind. Ja eigentlich nur noch sechs, denn das Wochenende, das zählt ja nicht mit. Da blieb der Kindergarten zu. Sechs aufgeregte Tage also noch. Dann endlich war der große Tag.

Mia wusste ganz genau, was es brauchte, um aus einem Kindergartenkind ein Schulkind werden zu lassen. Und das war zuallererst einmal ein Wackelzahn. Also mindestens einer. Es durften aber auch zwei oder drei oder vier sein. Oder sogar zwölf, wie bei Mia. Zwölf Wackelzähne, werdet ihr jetzt denken, wie soll das gehen? Das ist doch eine einzige Wackelei. Das muss klumpen wie bei einem Windspiel im Sturm.

Aber nein. Nein, nein. So arg war es bei Mia nicht. Jeder einzelne Zahn wackelte nur ein ganz klitzekleines bisschen. Vielleicht sogar noch ein bisschen weniger. So wenig, dass Mias Eltern immer nur die Augen verdrehten, wenn Mia morgens wieder mal ans Bett gerannt kam, weil nun schon der 13., 14. oder 15. Zahn wackelte.

Zum Glück sah Mia das Augenverdrehen nicht, weil Mama und Papa so schlau waren, die Augen dabei zuzulassen. Verschlafen nuschelten sie dann so etwas wie: „Ungeheuerlich“ und „unglaublich“.



Foto: Rike/pixelio.de

Wenn Mia dann am Frühstückstisch sehr, sehr vorsichtig in ihr Milchbrötchen biss und die Luft laut hörbar „zzzzz“ durch ihre furchtbar durcheinander wackelnden Zähne sog, zischelte Papa immer ganz besorgt: „Mia, mein Mädchen, pass bloß auf!“, oder er brabbelte ratlos: „Wo soll das nur hinführen?“

„Na in die Schule natürlich“, antwortete Mia dann jedes Mal sehr, sehr ernst. Denn nur darum ging es bei der ganzen Wackelzähnerlei. Mia wollte endlich in die Schule.

„Ja Mia, meinst du, du bist schon groß genug für die Schule?“, fragte Papa dann jedes Mal. Und Mia erklärte immer wieder aufs Neue entrüstet: „Aber Papa, auf Groß- oder Kleinigkeit kommt es doch nicht an.“ „Nein, nicht? Worauf dann?“, wollte Papa nun immer ganz erstaunt wissen. „Na auf Schlaugigkeit.“ „Ach“, staunte Papa ganz verzückt, so als höre er heute zum ersten Mal davon, „auf Schlaugigkeit, mhm.“

Dann pflanzte er ein breites Schmunzeln in sein Gesicht und

brubbelte: „Na dann ... dann muss ich mir ja keine Sorgen machen.“

Nein, darum musste sich Papa wirklich keine Sorgen machen. Früher hatte Mia geglaubt, die Schlaugigkeit käme aus der Zuckertüte. Inzwischen allerdings wusste sie, dass die Schlaugigkeit ganz tief in ihr drinnen war. Und wenn Mia Lust hatte, und Mia hatte ziemlich oft Lust, ließ sie die Schlaugigkeit raus.

Papa und Mama staunten dann und fragten: „Ja Mia, woher weißt du denn das alles?“ Was sollte Mia antworten? Sie wusste es eben, einfach so. Die Schlaugigkeit war in ihr drin. Wie in jedem anderen Kind auch. Und spätestens wenn die Kinder halb waren, wollte die Schlaugigkeit raus. Also bei manchen bei halb sechs, bei anderen erst bei halb sieben und manche ließen sich sogar Zeit, bis sie halb acht waren.

Mia war jetzt ganz kurz vor sechs und die Schlaugigkeit konnte einfach nicht mehr warten. Sie musste in die Welt. Und lange dauerte es ja zum Glück nicht mehr, bis sie endlich in die Schule durfte.

Buchauszug aus:

Wackelzahn und Zuckertüte
Ein Vorlese-, Lese- und Ausmalbuch
Doreen Mechsner
Umland-Verlag



ISBN 978-3-9819587-4-4, 7,50 Euro

Sudoku

3	2	5	8	4	7			
6		8	3					4
1	7		2	6	9			5
7			8	1	3	4		9
	9	1	4	5	6			2
4					7	6	1	
	1	6				8	2	3
	8			3	2	9	4	
4	3	1	9					6

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 29.

				5	7	3	6	
6				3	9		8	
5	9				4		2	
3		5				1	6	
1		4	9		5			
			6	1	3		7	
				4	6		2	
	5	1			2			7
8	6	7						



Hingesehen

Die 2001 begonnene Außensanierung des Wormser Doms kann mit Hilfe eines Bundeszuschusses von fast sechs Millionen Euro weitergehen. Kulturstaatsministerin Claudia Roth (Grüne) bewilligte „als Projektförderung für die Instandsetzung und Sanierung des Doms zu Worms 5,75 Millionen Euro“, heißt es in einem von der Domgemeinde veröffentlichten Schreiben. Für die verbleibenden Arbeiten sind laut Domgemeinde rund 12,3 Millionen Euro veranschlagt. Davon übernehme der Bund fast die Hälfte. Den weiteren Teil steuere das Bistum Mainz bei. Die Außenrenovierung des Wormser Doms soll 2032 abgeschlossen werden. *Text/Foto: KNA*



Wirklich wahr

Oscar-Preisträger Martin Scorsese (80; *im Bild rechts mit Papst Franziskus*) hat über seinen Wunsch, Priester zu werden, und über seine jetzige Berufung als Regisseur berichtet. Die Kirche sei immer ein Teil seines Lebens gewesen, sagte Scorsese in einem Gespräch mit der Jesuitenzeitschrift „La Civiltà Cattolica“ in Rom.



Scorsese, der in New York in einer italo-amerikanischen Familie aufwuchs, besuchte als Kind eine katholische Schule und lernte in

der Gemeinde einen jungen Priester kennen. Dieser habe ihn so geprägt, dass er ihm nacheifern wollte.

Zwei Monate lang habe er eine Schule zur Vorbereitung auf ein Priesterseminar besucht. Dann sei er „zum Verlassen eingeladen worden“, erzählte der Regisseur von „GoodFellas“ lachend. Da habe er begriffen, dass jemandem nacheifern zu wollen nicht ausreiche: „Du musst eine Berufung haben. Das ist eine ernste Sache.“ *Text/Foto: KNA*

Zahl der Woche

81 000

Heranwachsende im Alter von zehn bis 17 Jahren wurden im Jahr 2021 wegen der Diagnose „Psychische Erkrankungen und Verhaltensstörungen“ stationär behandelt. Das entspricht laut Statistischem Bundesamt 19 Prozent der 427 600 Krankenhaus-Aufnahmen in dieser Altersgruppe. Diese Diagnose war somit bei Kindern und Jugendlichen die häufigste Ursache für eine stationäre Aufnahme im Krankenhaus.

Die zweithäufigste Ursache waren demnach Verletzungen und Vergiftungen (79 700 Fälle), gefolgt von Symptomen ohne spezifischere Diagnose, etwa Bauch- oder Kopfschmerzen (46 100 Fälle). Mädchen wurden anteilig häufiger wegen psychischer Erkrankungen behandelt als Jungen.

Am häufigsten wurden psychisch erkrankte Kinder und Jugendliche laut den Statistikern wegen Depressionen im Krankenhaus aufgenommen. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführerin:
Ruth Klaus

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Krölling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83
Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1.1.2023.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,90.
Einzelnummer EUR 1,95.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.
Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Was zeigt das Stadtwappen von Worms?

- A. Drache und Schwert
- B. Schlüssel und Drache
- C. Schlüssel und Stern
- D. Stern und Schwert

2. Worms ist ein Ort der Handlung des ...

- A. „Faust“.
- B. Nibelungenlieds.
- C. „Parzival“.
- D. Heldengedichts „Beowulf“.

8 z '0 l :unsop

Im Anfang war der Garten

Eden, das Paradies und ein Bild des Kosmos: Gartenvorstellungen in der Bibel

Gerade während eines heißen Sommers löst die Vorstellung eines Gartens schöne Assoziationen aus: von schattenspendenden Bäumen, blühenden Blumen, angenehmen Düften und sprudelnden Wasserquellen. Beim Garten in der Bibel denken viele wohl an das Paradies am Anfang des Buches Genesis. In den Kapiteln 2 und 3 ist aber im hebräischen Originaltext gar nicht vom Paradies die Rede, sondern vom Garten Eden. Erst die griechische Übersetzung verwendet das Wort „paradeios“ für das hebräische Wort „gan – Garten“ und macht so den Garten Eden zum „Paradies“.

Unter dem Paradies verstehen Christentum, Judentum und Islam aber nicht nur den Wohnort des ersten Menschenpaares, sondern vor allem einen endzeitlich-zukünftigen, himmlischen bzw. jenseitigen Ort, in den die Frommen und Gerechten nach ihrem Tod eingehen.

Der Lebensraum

Der Garten Eden im Buch Genesis beruht hingegen auf den Vorstellungen vom Garten in den Kulturen des Vorderen Orients und Ägyptens. Ein wasserreicher Baumgarten ist das Abbild des Kosmos und der Lebensraum der Menschen (und der Gottheiten). Während der Garten die dem Menschen zugewandte Natur darstellt, beginnt außerhalb des Gartens die Wüste oder – theologisch ausgedrückt – das lebensgefährliche und lebensvernichtende Chaos.

Wenn der Garten als Kosmos gilt, dann ist es nicht weit bis zur Vorstellung des göttlichen Schöpfers als Gärtner. Das Anlegen eines Gartens wird zum Bild für die Erschaffung der Welt und die Arbeit des Gärtners beschreibt die fortwährende Fürsorge für diese Schöpfung.

In den prophetischen Texten des Alten Testaments dient der Garten dazu, den Eroberungserfahrungen Israels ein Bild der Hoffnung auf die Wiederherstellung des Volkes im eigenen Land entgegenzusetzen. Besonders eindrücklich ist die Beschreibung des neuen Himmels und der neuen Erde im Buch Jesaja (65,17–25). Hier gibt es keine Unterdrückung und keine Fremdherrschaft mehr. Die Menschen wohnen in den Häusern, die sie selbst gebaut haben, ernten die Früchte, die sie selbst gesät haben, und werden so alt wie die Bäume.

Im Hohelied erscheint der Garten als Ort der ungestörten und beglückenden Begegnung der Liebenden. Mit seinen Wasserquellen, wunderbaren Düften und herrlichen Früchten wird er zur Metapher für die Liebenden selbst. Auch wenn dieser Garten nicht als Garten Eden bezeichnet ist, so entwirft das Hohelied doch eine Gegenposition zur Situation nach dem Sündenfall in Gen 3. Denn der Zugang zum Garten (Eden) ist nicht auf immer verschlossen, der erfüllenden Liebe steht der Garten offen.

Damit ist das zumindest im Christentum zentrale Merkmal des Gartens Eden in Gen 2 und 3 genannt. Der Garten Eden wurde auf-



grund des Sündenfalls verschlossen, die ersten Menschen wurden daraus vertrieben. Der Paradiesgarten wird zu einem den Menschen unzugänglichen Ort. Erst das Heilshandeln Christi öffnet das Paradies wieder.

Jesus als Gärtner

Im Johannesevangelium beginnt und endet die Passionsgeschichte ganz bewusst in einem Garten (Joh 18,1.26; 19,41). Jesus geht zusammen mit seinen Jüngern und Jüngerinnen in den Garten „jenseits des Baches Kidron“, der für die Gemeinschaft um Jesus nicht verschlossen ist. Und in einem Garten neben der Hinrichtungsstätte wird Jesus nach seinem Tod begraben.

Dort kommt es am ersten Tag der Woche zur Begegnung Maria von Magdalas mit dem Auferstandenen. Sie hält ihn bezeichnenderweise für den Gärtner. Und im übertragenen Sinne ist er dies auch. Wenn er sie anhaucht, erinnert dies an das Schöpfungshandeln Gottes im Garten Eden, der dem Menschen den Lebensatem einhaucht.

Die symbolischen und theologischen Bedeutungsgehalte des Gartens und des Paradieses sind also nicht deckungsgleich, sie stehen vielmehr in einem spannungsreichen Wechselverhältnis. Die Idee des Paradieses hat in der konkreten Gartenkunst wie auch in der Darstellung von Gärten in der Kunst und Literatur eine breite Wirkung entfaltet. In säkularen Kontexten findet sich die Vorstellung des verschlossenen oder auch des jenseiti-

gen Paradieses inzwischen nur noch selten, während die Idee des Gartens als idealer Kosmos oder als lebensfreundlich gestaltete Natur fortgeführt werden.

Bewegungen wie das Guerilla oder Urban Gardening, die unerlaubterweise Flächen in Städten begrünen, um das städtische Grau aufzuwerten oder sie für einen Obst- und Gemüseanbau urbar zu machen, sind vom Verlangen nach einer guten Gestaltung des eigenen Lebensraums motiviert. Auch der Wunsch nach und die Verantwortung für eine nachhaltige Bewahrung der Schöpfung spielen eine Rolle.

Denn Gärten sind reale Orte, die zugleich über sich hinausweisen. Wie schon die Gärten des Alten Orients sind auch heutige Gärten Räume, aus denen das Lebensfeindliche – modern würde man wohl sagen: das Lebensmindernde – verbannt ist. Sie sind Orte der Selbstbestimmung, des schöpferisch Tätig-Werdens, der Nähe zur Mitwelt und der spirituellen Erfahrung.

Maria Häußl

Die Autorin lehrt Biblische Theologie an der Technischen Universität Dresden.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Förderkreis für Die Schwester Maria e.V., Ettlingen. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



▶▶
Zwei Bilder der biblischen Verheißung: „Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen“ (Mi 4,4).

Fotos: Häußl



Sonntag, 30. Juli
17. Sonntag im Jahreskreis
Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. (Mt 13,44)

Der Schatz im Acker und die Perle des Kaufmanns, mit denen Jesus das Himmelreich vergleicht, stehen für etwas Kostbares und Wertvolles. Es lohnt sich, voll Sehnsucht danach zu suchen und sich unterwegs nicht entmutigen zu lassen. Jesus selbst ist der Schatz und die Perle.

Montag, 31. Juli
Mit dem Himmelreich ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau nahm und unter drei Sea Mehl verbarg, bis das Ganze durchsäuert war. (Mt 13,33)

Senfkorn und Sauerteig stehen für die kleinen Aufbrüche, aus denen Großes wächst. Im Kleinen, Verborgenen entfaltet sich Gottes Reich und wirkt. Er lädt uns ein, daran mitzuwirken und so Gottes Güte und Barmherzigkeit mitten in der Welt aufleuchten zu lassen.

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Dienstag, 1. August
Der den guten Samen sät, ist der Menschensohn; der Acker ist die Welt; der gute Samen, das sind die Kinder des Reiches. (Mt 13,37f)

Mitten hinein in den Acker der Welt sind wir wie Samenkörner ausgestreut, aus Gottes guter Hand. Daran ändert sich auch nichts, wenn Gefahren uns bedrohen, wenn sich das Unkraut vermehrt. Wir tragen Gottes Bild in uns und dürfen die Schönheit des Schöpfers durch unser Dasein bezeugen.

Mittwoch, 2. August
In seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker. (Mt 13,44)

Wenn schon ein Schatz im Acker oder eine kostbare Perle eine solche Freude

auslösen, dass der Mann alles hergibt, wie viel größer muss die Freude sein, wenn jemand zu Christus, zum Leben, findet. Bitten wir den Herrn um diese lebendige Beziehung zu ihm, die Freude schenkt und das Herz verwandelt!

Donnerstag, 3. August
Deswegen gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt. (Mt 13,52)

Die Heilige Schrift ist voller Schätze, die verborgen für uns bereitliegen. Jesus lädt uns ein, aus diesem reichen Fundus immer wieder neu zu schöpfen. Dann öffnen sich neue Räume, oder Bekanntes erstrahlt in einem neuen Licht.

Freitag, 4. August
Woher hat er diese Weisheit und die Machttaten? (Mt 13,54)

Mit Jesus ist etwas Neues in die Welt gekommen. Weil er ganz

in der Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater lebt, findet er aus dieser Beziehung die Weisheit des Herzens und die Kraft, Wunder zu wirken. Den Weisen und Klugen dieser Welt bleibt es verborgen, den Menschen mit geöffnetem Herzen wird es geschenkt.

Samstag, 5. August
Die Jünger des Johannes kamen, holten den Leichnam und begruben ihn. Dann gingen sie und berichteten es Jesus. (Mt 14,12)

In allen schwierigen und ausweglosen Situationen können wir versuchen zu erspüren, was jetzt dran ist, was dem anderen hilft – und es tun. Zugleich können wir immer zu Jesus gehen, ihm alles sagen, damit er es mitträgt und zum Leben hin wandelt.



Schwester Teresia Benedicta Weiner ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.

4 x im Jahr bestens informiert!

St. Verena

Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.